

Eberhard Karls Universität Tübingen

Geographisches Institut

**Masterarbeit**

# **Die Integrationswirkung von Interkulturellen Gärten**

Chancen und Grenzen eines integrativen Gartenprojekts  
am Fallbeispiel „Internationaler Garten Ditzingen“

Bearbeiterin: Miriam Totzke

Tübingen, den 24.03.2016

## **ABSTRACT**

Die vorliegende Arbeit geht von dem Einfluss von Interkulturellen Gärten auf die Lebenswelt der GärtnerInnen und der darin inne liegenden Integrationsleistung aus. Diese stellen aufgrund ihres thematischen Bezugs wichtige Orte der Begegnung zwischen Einheimischen und Zugezogenen dar. Die Präsenz solcher Projekte ist deutlich im Alltagsgeschehen spürbar. Ziel der Arbeit ist es aufzuzeigen, welche Prozesse der Integration innerhalb eines Interkulturellen Gartens vonstatten gehen und wie diese auch den Alltag von Nicht-Mitgliedern beeinflussen können. Dazu wurde der Internationale Garten in Ditzingen als Fallbeispiel gewählt. Anhand von acht Indikatoren, die aus neuer kulturgeographischer, postmigrantischer Perspektive ausgearbeitet wurden, werden die Prozesse und die Wirkung des Gartens erforscht. Dafür wurden zehn leitfadengestützte, qualitative Interviews mit sechs GärtnerInnen (davon ein Interview mit zwei Personen) und fünf ExpertInnen geführt. Die Ergebnisse zeigen positive Integrationseffekte des Projektes auf verschiedenen Ebenen, aber auch Schwierigkeiten, die im Kontext eines Interkulturellen Gartens in einem kleinstädtischen Umfeld entstehen können.

# INHALT

<b>Abbildungsverzeichnis</b> .....	<b>IV</b>
<b>Tabellenverzeichnis</b> .....	<b>IV</b>
<b>Anlagenverzeichnis</b> .....	<b>IV</b>
<b>Abkürzungsverzeichnis</b> .....	<b>IV</b>
<b>1 Einleitung</b> .....	<b>1</b>
1.1 Thema und Relevanz der Arbeit .....	1
1.2 Ziele und Aufbau .....	4
1.3 Stand der Forschung .....	5
<b>2 Thematische Einbettung</b> .....	<b>7</b>
2.1 Migration und Integration in Deutschland .....	7
2.2 Urbane Gärten.....	11
2.2.1 Die Geschichte der Urbanen Gärten in Deutschland .....	11
2.2.2 Die neue Gartenbewegung .....	13
<b>3 Theoretischer Rahmen</b> .....	<b>17</b>
3.1 Integration im Hinblick auf die neue Kulturgeographie.....	17
3.2 Integrations- und Assimilationsforschung.....	19
3.2.1 Ethnizität und kulturelle Identität .....	20
3.2.2 Integrationsbegriffe.....	22
3.2.3 Neue Konzepte im Integrationsdiskurs .....	25
3.3 Das Integrationsverständnis der Interkulturellen Gärten .....	29
<b>4 Integrationsindikatoren</b> .....	<b>32</b>
<b>5 Forschungsdesign</b> .....	<b>47</b>
5.1 Begründung der Methodenwahl.....	47
5.2 Datenerhebungsmethoden – Qualitative Interviews .....	48
5.2.1 Leifadeninterviews mit den GärtnerInnen .....	49
5.2.2 Experteninterviews.....	51
5.3 Datenanalysemethoden .....	52
<b>6 Das Forschungsfeld</b> .....	<b>57</b>
6.1.1 Vorstellung der Stadt Ditzingen.....	57
6.1.2 Der Internationale Garten Ditzingen e.V.....	59
<b>7 Auswertung der Forschungsergebnisse</b> .....	<b>63</b>
7.1 Grundlegende Merkmale des Gartens und der Mitglieder .....	63
7.2 Integrationsindikatoren.....	67

7.2.1 Sprachkenntnisse und Spracherwerb .....	67
7.2.2 Informelle Lernräume und Austausch zur Nutzung von Ressourcen als Integrationschance .....	71
7.2.3 Soziale Netzwerke und Sozialkapital .....	74
7.2.4 Souveränität als Bedingung und Voraussetzung für Integration .....	78
7.2.5 Freiwilliges Engagement .....	82
7.2.6 Offenheit des Projektes und Gleichberechtigung Aller .....	85
7.2.7 Identitätskonstruktion und Transkulturelle Identitäten.....	89
7.2.8 Integration im räumlichen Kontext .....	94
7.3 Diskussion der Ergebnisse.....	100
<b>8 Kritische Reflexion der Forschung.....</b>	<b>104</b>
<b>9 Handlungsempfehlungen.....</b>	<b>108</b>
<b>10 Fazit.....</b>	<b>111</b>
<b>Literaturverzeichnis.....</b>	<b>114</b>
<b>Anlagen.....</b>	<b>121</b>

## **ABBILDUNGSVERZEICHNIS**

Abbildung 1: Typen der Sozialintegration von MigrantInnen nach Hartmut Esser ...	24
Abbildung 2: Ablauf einer inhaltlich strukturierenden Inhaltsanalyse .....	54
Abbildung 3: Karte Ditzingen mit dem Internationalen Garten .....	59
Abbildung 4: Der Internationale Garten Ditzingen - Luftaufnahme .....	60
Abbildung 5: Positionierung des Internationalen Gartens in Ditzingen.....	61
Abbildung 6: Zusammenarbeit und Aktionen des Internationalen Gartens .....	87
Abbildung 7: Analyse der Code-Beziehungen .....	101

## **TABELLENVERZEICHNIS**

Tabelle 1: Interviews GärtnerInnen .....	51
Tabelle 2: Interviews ExpertInnen.....	52

## **ANLAGENVERZEICHNIS**

Anlage 1: Leitfaden GärtnerInnen.....	121
Anlage 2: Leitfaden ExpertInnen .....	124
Anlage 3: CD .....	126

## **ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS**

BAMF: Bundesamt für Migration und Flüchtlinge
BBR: Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung
BBSR: Bundesinstitut für Bau- Stadt und Raumforschung
BMI: Bundesministerium des Inneren
Destatis: Statistisches Bundesamt
DJI: Deutschen Jugendinstitut in München
EU: Europäische Union
Ingaditz: Internationaler Garten Ditzingen e.V.
IMIS: Osnabrücker Institut für Migrationsforschung
UN: United Nations
UNHCR: United Nations High Commissioner for Refugees

# 1 EINLEITUNG

## 1.1 Thema und Relevanz der Arbeit

„Die Bürgerinnen und Bürger müssen die Kunst des sich ‚Zusammentuns‘ erlernen. Wenn dies nicht gelingt, dann waren alle Forschung und alles theoretische Bemühen vergebens“ (Ostrom 2011, S. 84).

Für ihre Forschung zu Gemeingütern, den sogenannten „Commons“, bekam Elinor Ostrom 2009 den Wirtschaftsnobelpreis verliehen. Institutionell verankerte, gemeinschaftliche Nutzung, die wider die Marktlogik und das Bild des Menschen als Homo oeconomicus funktioniert, stellten sich bei ihrer Forschung als ökonomisch funktionsfähig heraus (Müller 2011b, S. 47). Gemeinschaftliche Nutzungsmodelle für eine nachhaltige Zukunft auf verschiedenen Ebenen lassen eine Wende hin zu neuen gesellschaftlichen, strukturellen Gestaltungsformen in Bezug auf die Ressourcennutzung erkennen. Auch wenn die Nobelpreisträgerin sich in ihrer Forschung auf die Allmende, also gemeinschaftliches Eigentum im Allgemeinen, bezieht, lässt sich doch die Brücke hin zu den Interkulturellen Gärten<sup>1</sup>, dem Forschungsfeld der vorliegenden Masterarbeit, schlagen. Die Interkulturellen Gärten haben zum Ziel, Integration von und mit MigrantInnen gemeinsam zu gestalten. In welchem Maße diese Wirkung sichtbar wird und welche Integrationsprozesse in den Gärten vorgehen, ist zentraler Gegenstand dieser Arbeit. Dabei bewegt sich die Arbeit im Feld der Integrationsforschung und hat die Interkulturellen Gärten als spezielle Gartenform der neuen Gartenbewegung im Fokus.

Die Relevanz der Integration von MigrantInnen scheint auf den ersten Blick kaum erklärungsbedürftig, wenn man die Geschichte und die aktuelle Situation der Bundesrepublik hinsichtlich Zuwanderung betrachtet. Der aktuelle Diskurs scheint besonders seit den letzten Jahren zu polarisierten Lagern hinsichtlich Immigration zu tendieren. Klar ist, dass die durch Migrationsprozesse entstehende gesellschaftliche Herausforderungen auf verschiedenen politischen und räumlichen Ebenen

---

<sup>1</sup>In dieser Arbeit wird der Begriff des „Interkulturellen Gartens“ verwendet, im Gegensatz zu dem des „Internationalen Gartens“, der in der älteren Literatur Christa Müllers (2002) auftaucht. In Anbetracht von zunehmenden transkulturellen Identitäten und dem Bedeutungsverlust von nationaler Identität (vgl. 3.2.1). scheint die Bezeichnung „interkulturell“ zutreffender. Inzwischen hat sich diese Bezeichnung auch im allgemeinen Diskurs durchgesetzt.

Handlungen erfordern. Institutionen, wie beispielsweise Schulen oder Ämter, passen ihre Kapazitäten an die veränderte Situation an, politische Strukturen müssen bei ihrer Entscheidungsfindung sensibel gegenüber Entwicklungen in der Demographie sein. Aufgrund dieser Herausforderungen ist Integration ein Thema, das immer wieder in Politik, der öffentlichen Diskussion und den Medien verhandelt wird. Meist wird sie dabei normativ als positives Endziel dargestellt und verstanden (Wehrhahn & Sandner Le Gall 2011, S. 120). So haben sich die Bundesrepublik Deutschland, sowie die meisten westeuropäischen Staaten und die EU das politische Ziel der Integration auf die Fahnen geschrieben. Dieses Ziel ist jedoch paradox und schwammig, da nicht eindeutig geklärt ist, wann von einer gelungenen Integration gesprochen werden kann, was die dafür notwendigen Leistungen sind und wer diese erbringen soll (West 2013, S. 196). Politische Integrationsbestrebungen können eine strukturelle Veränderung herbeiführen, die Integrationsarbeit, die auf der Ebene der Lebenswelten der Menschen geleistet wird, kann sie nur begrenzt beeinflussen und erfassen. Um diese lebensweltlichen Prozesse zu erfassen, muss eine Erforschung der Integrationsprozesse ebenfalls auf der lebensweltlichen Ebene, der Mikroebene, stattfinden. Interkulturelle Gärten funktionieren auf dieser Ebene, da hier MigratInnen selbst zu AkteurInnen werden und ihre Integration direkt für die Öffentlichkeit einsehbar wird.

Gemeinschaftsgärten in Deutschland, unter anderem die Interkulturellen Gärten, haben zahlenmäßig seit dem Ende der 1990er Jahren, mit der Entstehung des ersten Interkulturellen Gartens in Göttingen, stark zugenommen (anstiftung&ertomis 2016). Das Urbane Gärtnern bietet für die AkteurInnen Lösungsansätze für verschiedene Fragestellungen in einer globalisierten Welt, in der ein Großteil der Bevölkerung in Städten lebt. So lebte nach den Daten des Zensus 2011 in Deutschland ein Drittel der Bevölkerung in dicht besiedelten Gebieten, die nur 5 Prozent der Gesamtfläche der BRD ausmachen (Destatis 2016). Einerseits wird durch diese Projekte die Frage nach Recht auf Stadt gestellt, also wer den öffentlichen Raum und das Stadtbild mitgestalten darf. Andererseits suchen Urbane Gärten nachhaltige Strategien für ein bewussteres, selbstständigeres Leben in der Stadt. Die Erforschung solcher Projekte, die von den BürgerInnen selbst ins Leben gerufen und so in Zukunft maßgeblich Stadtbilder mitbestimmen werden, ist daher von besonderem Interesse. Dass das Gärtnern in interkulturellen Räumen Zukunftscharakter hat, stellt Christa Müller, die Mitbegründerin des ersten Interkulturellen Gartens in Deutschland fest:

„Mit jeder der Aktivitäten kristallisiert sich deutlicher heraus, dass das interkulturelle Gärtnern ein zukunftsweisender Ansatz ist, weil die Stadt in einer demokratischen Gesellschaft, in einer vernetzten Welt und auf einem bedrohten Planeten nur ein Ort sein kann, der im tiefen Sinne des Wortes inklusiv ist, der seine BewohnerInnen einschließt [...]“ (Müller 2011b, S. 34).

Als Fallbeispiel für einen Interkulturellen Garten wählte ich<sup>2</sup> das Projekt „Internationaler Garten Ditzingen e.V.“. Die Stadt Ditzingen, mit etwa 24.000 Einwohnern, liegt in der Region Stuttgart im Landkreis Ludwigsburg (Stadt Ditzingen 2015). Die Wahl eines Interkulturellen Gartens, der sich nicht in einer Groß- sondern in einer Kleinstadt befindet, spricht für die Bedeutung der Erforschung solcher Projekte. Zwar befinden sich die meisten Gemeinschaftsgärten in Mittel- und Großstädten, ein bekanntes Beispiel sind die Prinzessinnengärten in Berlin, doch auch in Kleinstädten entstehen immer mehr Projekte (anstiftung&ertomis 2016). Bislang sind von den 233 Interkulturellen Gärten nur 33 in Städten unter 25.000 EinwohnerInnen angesiedelt (vgl. Anlage 3). Interessant ist daher, die Strukturen und besonderen Gegebenheiten kleiner Städte zu analysieren, die in Bezug auf das Entstehen Interkultureller Gärten relevant sind. Eine Forschung in diese Richtung ist in der Hinsicht wichtig, damit solche Projekte in Zukunft auch stärker in Kleinstädten angesiedelt werden können. Wenn man die Einwohnerzahlen betrachtet, wohnt der größere Anteil in Klein- und Mittelstädten (Kreichauf 2012, S. 30). Gerade in kleinstädtischen Strukturen, in denen lokale Verankerungen und das Vereinswesen häufig noch eine größere Rolle spielt, finden Interkulturelle Gärten einen guten Nährboden:

„[...] Kleinstädte [zeichnen sich] durch eine starke kulturelle und wirtschaftliche Tradition, enge soziale Netzwerke, bürgerliches Engagement und einem aktiven Vereinsleben auszeichnen: Eigenschaften, die den Integrationsprozess von Zugewanderten erleichtern“ (ebd., S. 22).

---

<sup>2</sup> Trotz methodischer Korrektheit und einer Prozesskontrolle durch einen möglichst hohen Grad an Offenheit ist eine absolut geltende Objektivität nicht möglich, da der soziale und kulturelle Hintergrund qualitative Forschung immer beeinflussen (Flick 2011, S. 25). Bewusst habe ich mich daher entschlossen, in der Masterarbeit die erste Person zu verwenden, um meine Rolle als Forscherin im Forschungsprozess offenzulegen und ihn dadurch transparenter zu machen.

Besonders angesichts der Herausforderung der Integration von Flüchtlingen, können diese Projekte ein Gefühl des „Ankommens“ transportieren und einen Beitrag zur Integration leisten.

Die Thematik der Masterarbeit kann im wissenschaftlichen Feld der Integrationsforschung im Zuge der neuen Kulturgeographie eingeordnet werden. Dieser wissenschaftliche Zweig beschäftigt sich im Gegensatz zur Migrationsforschung mit der Situation von MigrantInnen nach dem Akt der Migration (Oswald 2007, S. 93). Methodisch werden aufgrund von lebensweltlicher Perspektive qualitative, leitfadengestützte Interviews verwendet, die mithilfe inhaltlich strukturierender qualitativer Inhaltsanalyse ausgewertet werden.

## **1.2 Ziele und Aufbau**

Ziel der Arbeit ist es, mittels acht aus theoretischen Überlegungen erstellten Indikatoren die Integrationswirkung des Internationalen Gartens Ditzingen zu untersuchen. Dabei spielen vor allem die GärtnerInnen als AkteurInnen eine Rolle, aber ebenso die Wahrnehmung der Stadt Ditzingen durch die GärtnerInnen. Dabei werden unterschiedliche Wahrnehmungsperspektiven eingenommen. Es soll dadurch ein möglichst umfassendes Bild entstehen, welche Aspekte der Integration für die GärtnerInnen selbst wichtig sind, wie Integrationsprozesse im Garten ablaufen und wie der Garten als Integrationsprojekt von außen betrachtet wird. Anhand einer qualitativen empirischen Forschung soll diese Wirkung anhand eines Indikatoren-Kataloges untersucht werden. Im Vorfeld stellten sich folgende Forschungsfragen:

- Welche Indikatoren sind ausschlaggebend für die Integrationsleistung von Interkulturellen Gärten und wie können diese operationalisiert werden?
- Inwiefern zeigen die einzelnen Indikatoren die Integrationsleistung der Interkulturellen Gärten an?
- Trägt der Internationale Garten Ditzingen nach diesen Indikatoren zur Integration zwischen Einheimischen und Zugezogenen bei?
- Wie verhandeln MigrantInnen in ihren Lebenswelten das Konzept „Integration“ und setzen es im Kontext der Interkulturellen Gärten in ihrem Alltag um?

Um die Forschungsfragen zu beantworten bedarf es einer Hinführung zu den Integrationsindikatoren auf denen die empirische Forschung aufbaut. Daher wird in Kapitel 2 das Forschungsthema zunächst thematisch eingebettet. Einerseits wird die Situation hinsichtlich Migration und Integration in Deutschland beschrieben (2.1),

andererseits die Phänomene Urbane und Interkulturelle Gärten vorgestellt (2.2). Um einen theoretischen Rahmen für die Arbeit zu schaffen, werden in Kapitel 3 Konzepte von Integration und Identität erörtert. Die acht Integrationsindikatoren werden in Kapitel 4 dargestellt. Diese wurden im Forschungsprozess parallel immer wieder neu definiert, geprüft und angepasst, so dass die empirischen Befunde die theoretischen Annahmen hinterfragen und neue theoretische Inhalte produzieren. Eine solche Zirkularität des Forschungsprozesses fordert die ForscherIn, ihre Arbeit und deren Schritte immer wieder zu hinterfragen und sich zu überlegen, inwiefern die verwendeten Forschungswerkzeuge geeignet sind, den Gegenstand zu untersuchen (Flick 1999, S. 59 f.). Dieses Vorgehen ist an das der Grounded Theory von Glasser und Strauß angelehnt (ebd., S. 60). Das in der Arbeit verwendete Forschungsdesign mit den Erhebungs- und Analysemethoden (5.2, 5.3) wird in Kapitel 5 vorgestellt. Anschließend folgt eine Vorstellung des Forschungsfeldes des Internationalen Gartens in Ditzingen (6). Die Präsentation der Forschungsergebnisse erfolgt in Kapitel 7. Hier gebe ich einen Überblick über die Geschichte des Gartens, die Mitgliederstruktur und Arbeitsweise im Garten (Kapitel 7.1). Anschließend werden in den Kapiteln 7.2.1 - 7.2.8 die Ergebnisse aus der Inhaltsanalyse für die definierten Indikatoren einzeln ausgewertet und anschließend (Kapitel 7.3) in Bezug zueinander gesetzt. Daraufhin folgt eine kritische Reflexion der gewählten Methoden und der während der Forschung aufgetretenen Hindernisse (Kapitel 8), um in Kapitel 9 konkreten Handlungsempfehlungen für den Verein in Ditzingen und andere Interkulturelle Gärten anzubieten und anschließend mit dem Fazit (10) abzuschließen.

### **1.3 Stand der Forschung**

Das Thema der Masterarbeit positioniert sich an der Schnittstelle zwischen der Erforschung der neuen Gartenbewegung und Integrationsforschung in regionalem Kontext.

Interkulturelle Gärten als relativ junges Forschungsfeld rücken in den letzten Jahren durch ihre steigende Zahl und zunehmende Präsenz in Städten immer mehr in den Fokus der Sozialforschung. Im Netz, beispielsweise auf der Homepage der Stiftungsgemeinschaft [anstiftung&ertomis](#), die eine Plattform für Gemeinschaftsgärten bietet, finden sich etliche studentische Forschungsarbeiten zum Thema Gemeinschaftsgärten und im Speziellen auch Interkulturelle Gärten. Auch auf der Homepage des Netzwerks [Stadtacker](#) sind Forschungsarbeiten zu Themen der

neuen Gartenbewegung zu finden (Stadtacker 2016). Als deutsche Vorreiterin auf diesem Gebiet ist die Gründerin der Interkulturellen Gärten, die Soziologin Christa Müller zu nennen. In ihrem Buch „Wurzeln schlagen in der Fremde“ beschreibt sie die Bedeutung Interkultureller Gärten für die Integrationsprozesse (Müller 2002, S. 2002). 2011 erschien außerdem ein von ihr herausgegebener Sammelband über die neue Gartenbewegung in Städten (2011a).

In der Integrationsforschung ist ein allmählicher Perspektivwechsel von der quantitativen Erfassung der Zugewanderten hin zur Erforschung von Integration abseits des Arbeitsmarktes zu beobachten. Besonders Ansätze, die auf Selbsthilfe und -organisation basieren, werden seit den 2000er Jahren beispielsweise vom Osnabrücker Institut für Migrationsforschung (IMIS) oder dem Deutschen Jugendinstitut in München (DJI) mit in das Forschungsspektrum einbezogen.

Diese neue Sicht kann darauf bezogen werden, dass immer mehr Menschen aufgrund von Familienzusammenführung und Heirat anstatt aufgrund von Arbeitssuche nach Deutschland immigrieren. Das bedeutet die Beweggründe und die sozialen Gruppen der MigrantInnen haben sich geändert. Integration erfolgt bei diesen Gruppen oftmals nicht über den Arbeitsmarkt, sondern in erster Linie über soziale Kontakte (Müller 2002, S. 32). Dieser Perspektivwechsel wird auch von staatlicher Seite bemerkt. So sind beispielsweise die Ergebnisse des 2006 abgeschlossenen Verbundprojektes „Zuwanderer in der Stadt“ der Schader Stiftung in den „Nationalen Aktionsplan Integration“ eingeflossen. Auch das ExWoSt-Forschungsfeld „Migration/Integration und Stadtteilpolitik“ (2010) des Bundesinstituts für Bau- Stadt- und Raumforschung will durch Auswertung quantitativer Daten eine Grundlage für eine Integrationspolitik auf kommunaler Ebene schaffen (Schnur et al. 2013, S. 18 f.).

## **2 THEMATISCHE EINBETTUNG**

Interkulturelle Gärten sind, wie in der Einleitung gezeigt wurde, für die Forschung interessante Subjekte. Gerade durch die steigende Zahl an Menschen mit Migrationshintergrund in Deutschland werden von Bürgern initiierte und getragene Integrationsangebote immer gefragter. Um diese Notwendigkeit zu verdeutlichen, werde ich in diesem Kapitel die in Deutschland herrschenden Rahmenbedingungen im Bezug auf Migration und Integration offenlegen und die das Phänomen der Urbanen, bzw. der Interkulturellen Gärten beschreiben.

### **2.1 Migration und Integration in Deutschland**

Die Themen der Migration und Integration erfahren in den letzten Jahren in verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen, aber auch in der Politik und im öffentlichen Diskurs ein verstärktes Interesse<sup>3</sup>. Das in diesem Kapitel dargestellte allgemeine Gesamtbild – Migration und Integration in Deutschland – soll einen Überblick schaffen, um in Kapitel 2.2 zum Speziellen – den Interkulturellen Gärten und dem Fallbeispiel in Ditzingen – heranzuführen. Das politische und gesellschaftliche Verständnis Deutschlands als Einwanderungsland ist jedoch relativ neu. Trotz der vielen in den 60er und 70er Jahren angeworbenen Gastarbeiter und den (Spät-) Aussiedlern aus Osteuropa, die in der Bundesrepublik lebten, wurde Einwanderung als vorübergehendes Phänomen betrachtet. Es wurde erwartet, dass die Gastarbeiter wieder in ihre Heimat zurückkehren würden. Erst 1998 erkannte die Bundesregierung Deutschland als Einwanderungsland an und begann, Integration als Ziel ins politische Programm aufzunehmen (Terkessidis 2010, S. 46). Einwanderung ist in Deutschland heute nicht mehr wegzudenken. Globalisierungsprozesse werden einerseits in der Öffnung der Märkte sichtbar, zeigen sich aber unter anderem auch in der Zunahme der internationalen Wanderungsbewegungen. Inzwischen hat jede fünfte EinwohnerIn Deutschlands, darunter jedes dritte Kind unter sechs Jahren, einen Migrationshintergrund (Foroutan 2010, S. 9). Um verstehen zu können, in welchen Dimensionen Migration in Deutschland eine Rolle spielt, geben die folgenden Zahlen einen Überblick.

---

<sup>3</sup> Dies zeigt sich unter andere an der Thematisierung in großen deutschen Tages- und Wochenzeitungen wie der Zeit, der FAZ oder der Süddeutschen.

## **Migration in Deutschland**

Im Sinne des Bundesinnenministerium (BMI) wird von internationaler Migration oder Außenwanderung gesprochen „wenn eine Person ihren Lebensmittelpunkt räumlich verlegt, [...] wenn dies über Staatsgrenzen hinweg geschieht“ (BMI 2015, S. 10). Seit 2003 legt die Bundesregierung jedes Jahr einen Migrationsbericht vor (ebd. S. 8). Das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF) gibt seit 2008 in seinem Migrationsatlas Auskunft über Wanderungsgeschehnisse in Deutschland (BAMF 2014).

Im Jahr 2013 betrug die Zahl der Zuwanderer etwa 1.2 Millionen Menschen (BAMF 2014, S. 12). Interessanter als die Wanderungszahlen sind für die Frage nach der Integration vor Ort hingegen die Zahlen der in Deutschland lebenden Menschen mit Migrationshintergrund.

„Als Personen mit Migrationshintergrund werden alle zugewanderten und nicht zugewanderten Ausländer/-innen sowie alle nach 1955 auf das heutige Gebiet der Bundesrepublik Deutschland zugewanderten Deutschen und alle Deutschen mit zumindest einem nach 1955 auf das heutige Gebiet der Bundesrepublik Deutschland zugewanderten Elternteil definiert. Ausländer/-innen sind Personen, die nicht die deutsche Staatsangehörigkeit besitzen“ (Destatis 2014, S. 6).

Auf diese Definition von Menschen mit Migrationshintergrund stützt sich der Mikrozensus des Statistischen Bundesamtes (Destatis), der seit dem Jahr 2005 Daten zu Personen mit Migrationshintergrund liefert. Nach den Zahlen des Mikrozensus 2013 besitzen etwa 20 Prozent aller Menschen in Deutschland einen Migrationshintergrund. Davon haben drei Viertel eigene Migrationserfahrung. Mehr als die Hälfte der Menschen mit Migrationshintergrund besitzt die deutsche Staatsbürgerschaft (Destatis 2014, S. 7).

Die meisten Menschen mit Migrationshintergrund in Deutschland, etwa 11 Millionen, stammen aus einem europäischen Land (EU 28 und sonstige europäische Staaten mit Bosnien und Herzegowina, Russland, Serbien, Türkei und die Ukraine). Bei den Herkunftsländern der Einwanderung nach Deutschland steht die Türkei mit 2,8 Millionen Menschen oder 17,6 Prozent der Menschen mit Migrationshintergrund an der Spitze, gefolgt wird diese von Einwanderern aus dem Nahen und Mittleren Osten, Polen und Russland. Drei Millionen der Menschen mit Migrationshintergrund lassen sich der Gruppe der (Spät-) Aussiedler zuordnen (BMI 2015, S. 147).

Die Altersstruktur der Menschen mit Migrationshintergrund ist deutlich jünger als der Menschen ohne Migrationshintergrund. 2013 waren 66,9 Prozent aller Personen mit Migrationshintergrund jünger als 45 Jahre, während dies im Vergleich nur 44,2 Prozent der Bevölkerung ohne Migrationshintergrund entsprach (ebd., S. 145). Die Zuwanderung in Deutschland ist räumlich nicht gleichmäßig verteilt, sondern konzentriert sich vor allem auf die Großstädte und Agglomerationsräume. Diese Verteilung lässt sich auf die in den 1960er und -70er Jahren betriebene Gastarbeiterpolitik und der Zuweisung von Asylbewerbern und Spätaussiedlern zurückführen (Bürk & Fischer 2013, S. 180).

Besonders aktuell sind Migrationsprozesse, die Krieg, Vertreibung und Not als Ursache benennen. Der rasante Anstieg der Flüchtlingszahlen in Deutschland ist in den Jahren 2015 und 2016 zu einem der wichtigsten Themen in Politik und Gesellschaft geworden. Zunächst einmal ist Flucht aus politischen und wirtschaftlichen Gründen einer von vielen Gründen für Migration. Migrationsprozesse sind jedoch sowohl auf Ebene des Einzelnen als auch bei der Betrachtung von internationalen Zusammenhängen komplex<sup>4</sup>. Weltweit waren 2014 etwa 13 Millionen Menschen unter dem Mandat der UN-Flüchtlingsorganisation (UNHCR) auf der Flucht, so viele wie seit 1996 nicht mehr (Hirsland 2015, S. 17). Diese Entwicklung bekommen die Staaten der EU zu spüren. Seit 2008 nehmen die Asylanträge in Deutschland sprunghaft zu. Besonders 2014 und 2015 ist deren Zahl stark gestiegen. Während im Jahr 2013 beim BAMF etwa 127.000 Asylanträge (Erst- und Folgeanträge) gestellt wurden, waren es 2014 knapp 203.000 und bis Oktober 2015 schon 362.000. Die meisten Geflüchteten der letzten Jahre stammen aus Syrien, Albanien und dem Kosovo (BAMF 2015, S. 3). Die Flüchtlinge werden durch den sogenannten „Königssteiner Schlüssel“, der aus Steuereinnahmen und Einwohnerzahlen berechnet wird, auf die Bundesländer verteilt. Viele dieser Landeserstaufnahmeeinrichtungen befinden sich auch in mittleren oder kleineren Städten (BAMF 2016).

## **Deutsche Integrationspolitik**

---

<sup>4</sup> Wenn von Migration die Rede ist, wird meist von internationaler Arbeitsmigration ausgegangen. Weiterhin wird oft zwischen freiwilliger und unfreiwilliger Migration unterschieden, was jedoch aufgrund mangelhafter Erklärungsansätze, wann eine Migration freiwillig geschieht und wann aus Not, keine eindeutige Unterscheidung darstellt (Oswald 2007, S. 74).

In Europa werden heutzutage in der Politik zur Integration meist Ansätze vertreten, die auf das gegenseitige Akzeptieren einer kulturell vielfältigen Gesellschaft abzielen. Die EU und die deutsche Integrationspolitik gehen von Integrationsbemühungen sowohl von der Seite der Zugewanderten, als auch von der der Einheimischen aus (Wehrhahn & Sandner Le Gall 2011, S. 124). Seit 2007 gibt es den „Nationalen Aktionsplan Integration“ der Bundesregierung, welcher in Kooperation mit Verbänden und Vereinen erarbeitet wurde (ebd., S. 124). Eine wichtige Rolle spielt in dem Plan die Förderung von Teilhabemöglichkeiten beispielsweise durch Sportvereine oder bürgerliches Engagement (BAMF 2011, S. 16 f.). In diesem Sinne sind auch die Interkulturellen Gärten mit der Konzeption der Bundesregierung konform. Im „Nationalen Aktionsplan Integration“ beschreibt die Bundeskanzlerin Angela Merkel Integration als wichtige Aufgabe, die „[...] sowohl staatliches Handeln als auch beherztes freiwilliges Engagement, durch das unser Zusammenleben an Qualität gewinnt“ benötigt (BAMF 2011, S. 5).

In Deutschland zieht sich die Forderung nach verstärkter Integration von Menschen mit Migrationshintergrund in der Bundesrepublik durch alle politischen Lager (West 2013, S. 197). Christina West (ebd., S. 197) fasst den Grundsatz der Integrationspolitik unter dem Motto „Fördern und Fordern“ zusammen. Damit ist gemeint, dass der Staat und die deutsche Gesellschaft die nötigen Bedingungen schaffen sollen, damit Menschen mit Migrationshintergrund gleiche Grundvoraussetzungen zur Teilhabe am gesellschaftlichen Alltag, Politik und Wirtschaft wie „Einheimische“ haben. Gleichzeitig sollen auch die MigrantInnen sich bewusst dafür entscheiden, deutsche StaatsbürgerInnen sein zu wollen und sich verpflichten, die vom Staat geschaffenen Möglichkeiten wahrzunehmen (ebd., S. 197).

Wenn Integration gelingen soll, ist auch von der Aufnahmegesellschaft eine Bereitschaft zum Handeln notwendig.

„An der konkreten Integrationsaufgabe – soweit sie von deutscher Seite aus zu leisten ist – müssen alle sozialen Schichten mitwirken. Dabei würde sich herausstellen, ob die immer wieder strapazierte Aussage, Integration sei eine ‚gesamtgesellschaftliche Aufgabe‘, auch Konsequenzen für die gesellschaftliche Wirklichkeit hat“ (Luft 2013, S. 118).

Oftmals herrscht in der deutschen Bevölkerung jedoch ein eher negatives Klima den MigrantInnen gegenüber vor, was eine Abgrenzung ethnischer Gruppen begünstigt

(Held 2009, S. 122). Terkessidis (2010, S. 47) kritisiert, dass Integration allein als Kompensation gesehen und auf speziell geschaffene Institutionen ausgelagert wird, statt diese in den gesamtgesellschaftlichen institutionellen Ablauf einzubinden. Eine Möglichkeit die Beteiligung an bürgerschaftlichem Engagement, wie dies beispielsweise in den Interkulturellen Gärten geschieht. Dort werden Migrationsprozesse auf Alltagebene sichtbar und Integration wird von höheren Ebenen der Politik herunter gebrochen und in der Zivilgesellschaft umgesetzt. Daher werden nun der Forschungsgegenstand der Urbanen, bzw. der Interkulturellen Gärten vorgestellt.

## **2.2 Urbane Gärten**

Gärten sind im allgemeinen Konsens eher auf dem Land oder in den Vorstädten verortet. Nichtsdestoweniger sind die Begriffe „Urban Gardening“ oder „Urban Farming“ längst auch in Deutschland zu Trendwörtern der Medien und der Öffentlichkeit geworden. Gerade in Zeiten des globalisierten Handels mit Lebensmitteln ist es „In“ geworden, in den Städten selbst Gemüse anzupflanzen und zu ernten. Neue Nutzungsformen wie Gemeinschaftsgärten sprießen aus dem Boden und Stadtbewohner entdecken die Natur wieder.

Weltweit sind Stadtgärten nichts Neues. Oftmals werden die New Yorker „Community Gardens“ der 60er Jahre als Vorreiter der Gartenbewegung in Deutschland und der Interkulturellen Gärten gesehen. Sie wurden als Nachbarschaftsgärten auf Brachflächen in Stadtvierteln mit sozial schwacher Bevölkerung angelegt. Durch die Herkunft der GärtnerInnen aus vielen verschiedenen Kulturen entstand ein reger interkultureller und generationenübergreifender Austausch (Grünsteidel 2000, S. 129). Diese Gärten als Hintergrund für die neue Gartenbewegung in Deutschland zu betrachten, wäre jedoch kurzfristig, denn Gärten in der Stadt sind auch in Deutschland kein neues Phänomen, sondern es gab sie in unterschiedlichen Formen schon seit jeher (Farkas 1999).

### **2.2.1 Die Geschichte der Urbanen Gärten in Deutschland**

Gartenmodelle sind historisch betrachtet vielfältig und erfüllten oder erfüllen noch heute ganz unterschiedliche Funktionen. Einerseits dienen sie in Form von Parks und Grünflächen der Erholung, sie sind aber auch Ausdruck individueller und sozialer Bedürfnisse, beispielsweise als Sportplätze oder als religiöse Stätten. In dieser Form

sind Gärten überdies Räume politischer Denkrichtungen und Demonstrationen von Macht und Reichtum. Verschiedene Modelle des Gartenbaus, wie die englischen, französischen oder chinesischen Gärten, sind seit dem 18. Jahrhundert in Deutschland Versuche, die immer schneller wachsenden Städte mit einem Stück künstlich angelegter Natur auszustatten (Farkas 1999, S. 133). Neben der Naherholung, der Ästhetik und der Machtdemonstration, spielten Gärten schon immer eine wichtige Rolle in der Nahrungsmittelversorgung der Menschen in der Stadt. Schon in der Antike besaßen die Stadtbewohner Ackerland, im Mittelalter waren sogar 90 Prozent der Stadtbewohner Ackerbürger, verdienten also ihren Lebensunterhalt mit der Landwirtschaft (Meyer-Renschhausen 2000, S. 21). Durch die Verstädterung ab dem 17. Jahrhundert gewann die Eigenproduktion von Nahrungsmitteln auf eigenem Grundstück an Bedeutung für die privaten Haushalte. Immer schnelleres Wachstum der Städte und die zunehmende Industrialisierung im 19. Jahrhundert hatte eine Trennung von Wohnraum und Natur für die städtische Bevölkerung zur Folge: Ein Haus mit Garten wich kleinen Wohnungen ohne Zugang zur Natur (ebd., S. 134).

Eine bis heute andauernde und stadtbildprägende Gartenbewegung stellen die Schrebergärten dar. Sie kamen um 1900 in Leipzig auf und lassen sich auf den Pädagogen Daniel Schreber zurückführen, der mit Kindern gärtnernte. Später wurde seine Idee weitergetragen, so dass die heute in deutschen Städten an den Stadträndern auffindbaren, typischen Kleingartenanlagen entstanden. Schrebergärten waren vor allem für die Versorgung der Arbeiterschicht angedacht und wurden in Vereinen und übergreifenden Verbänden organisiert. Eine entscheidende Rolle in der Versorgung der Stadtbevölkerung kam den Gärten dann vor allem in den Nachkriegsjahren des Ersten Weltkriegs zu, da in den Städten Nahrungsmittelknappheit herrschte und jede freie Fläche zum Gemüseanbau genutzt wurde (Farkas 1999, S. 138). Ebenfalls Anfang des 20. Jahrhunderts entstanden Gartenformen aus alternativen, pädagogischen sowie nachhaltigen Motivationen, wie beispielsweise biologische Gärten, Lehrgärten für Schulen und in Österreich sogenannte Alpengärten zur Umweltbildung und Konservierung von Pflanzen (ebd., S. 139).

Die Bedeutung der Gärten in der Stadt nahm im Laufe des 20. Jahrhunderts jedoch mit zunehmendem Wirtschaftswachstum und einer immer stärker industrialisierten Landwirtschaft und der dadurch entstehenden Unabhängigkeit der Stadtbewohner von Selbstversorgungsmaßnahmen in Westdeutschland ab. Dies wirkte sich auch auf

die städtebauliche Planung aus, bei der Erholungsaspekte und ökologische Zweckmäßigkeiten von Grünanlagen vor die Selbstversorgungsaspekte rückten. In der ehemaligen DDR hingegen behielten die Kleingartenanlagen weiterhin eine wichtige Bedeutung für die Nahrungsmittelversorgung, was sich jedoch mit der Wende im Vergleich zur BRD relativierte (Dams 2011, S. 162).

### **2.2.2 Die neue Gartenbewegung**

Seit den 1980er Jahren erleben Gärten in der Stadt wieder eine Blütezeit. Weltweit entstehen neue Formen des Obst- und Gemüseanbaus, Menschen fordern ihr Recht ein, souveräner über ihre Lebensmittelversorgung bestimmen zu dürfen. So ist beispielsweise die Landlosenbewegung<sup>5</sup> in Brasilien als Form von Gartenaktivismus anzuführen, die zuvor genannten „Community Gardens“ in New York, aber auch neue aufkommende Nutzungsformen in Europa und Deutschland (Meyer-Renschhausen & Holl 2000, S. 9). An Orten, wo viele Menschen in Armut, Arbeitslosigkeit und Unsicherheit leben, gewinnen Methoden der Selbstversorgung trotz oder gerade wegen der Globalisierung des Lebensmittelmarktes an Bedeutung. Kleinbäuerliche Strukturen kämpfen um ihren Erhalt, indem beispielsweise internationale Organisationen wie „La via campesina“, ein internationales Netzwerk von Kleinbauern, gegründet werden. Auch in immer mehr verarmten Gemeinden mit hoher Arbeitslosigkeit in Osteuropa gewinnen Maßnahmen zur Selbstversorgung mit Nahrungsmitteln wieder an Bedeutung (ebd., S. 10 f.).

Was sich hierzulande dabei zu früheren Formen des Gärtnerns in der Stadt und zu den Gärten beispielsweise in Armutsvierteln in Südamerika unterscheidet, ist in den meisten Fällen die Motivation der AkteurInnen. Es geht bei diesen Projekten nicht alleine um die Selbstversorgung, sondern es stecken verschiedene soziale, ökologische oder therapeutische Motivationen hinter solchen Projekten. In vielen spielt eine gewisse Globalisierungs- und Kapitalismuskritik eine Rolle. Initiativen wie die „Transition Town“-Bewegung setzen sich für eine nachhaltige Zukunft ein und initiieren weltweit städtische Gartenprojekte (Transition Network 2016). Laut dem

---

<sup>5</sup> Die Landlosenbewegung (MST) ist auf die ungleiche Landverteilung in Brasilien zurückzuführen (Käss 2007, S. 11). Die Bewegung entstand in den 1970er Jahren als Protest von LandarbeiterInnen, die aufgrund von Modernisierungen ihre Arbeit verloren hatten. Diese Menschen besetzen im Süden Brasiliens Land. Im Laufe der Jahre konstituierte sich die Landlosenbewegung mehr und mehr politisch und wurde in ihren Aktionen immer offensiver (ebd., S. 14f.). Die MST besitzt heute Vorbildcharakter für viele Urban Gardening-Projekte, denn sie zeigt Möglichkeiten einer durch BäuerInnen hervorgebrachten Veränderung (von der Haide et al. 2011, S. 269).

Volkswirt Niko Paech sind der Trend zu mehr Gemeinschaftsgärten sowie das freiwillige Engagement wichtige Schritte zur Entwicklung einer Postwachstumsökonomie. Durch Eigenproduktion kann die lokale Resilienz gestärkt und durch die Lebensmittelindustrie entstandene Schäden teilweise abgemildert werden (Paech 2014, S. 120 ff.). Gemeinsam haben Gärten in Entwicklungs- und Schwellenländern mit solchen in Industrieländern, dass sie das Thema der Ressourcen- und Nahrungsmittelknappheit aufgreifen, sei es einerseits aus der Not und andererseits aus einer neu entstehenden postmodernen Ethik heraus (Müller 2011b, S. 24 f.). Gartenprojekte können durch ihre Auseinandersetzung mit Themen der Verteilungsgerechtigkeit, Ressourcenknappheit oder Integration durchaus politischen Charakter besitzen (von der Haide et al. 2011, S. 269).

Das Interesse an Gemeinschaftsgärten steigt auch in Deutschland. Diese Tendenz kann vor allem als Gegentrend zum Verfall gärtnerischer Kulturtechniken und deren Wertschätzung begriffen werden (Dams 2011, S. 164). Hierzulande gibt es zurzeit laut der Stiftungsgemeinschaft *anstiftung&ertomis* (2016) rund 470 Gemeinschaftsgärten. Diese unterscheiden sich untereinander erheblich in ihren Inhalten, den Konzepten, den Rahmenbedingungen, wie beispielsweise der Größe des Gartens und der Nutzungsart und den angesprochenen Interessensgruppen. Als Vorzeigegarten wird etwa häufig das Allmende-Kontor in Berlin genannt, der seit 2011 auf dem ehemaligen Gelände des Flughafens Berlin Tempelhof betrieben wird. Dieses Projekt möchte besonders einkommensschwache Menschen in der Nachbarschaft fördern und eine partizipative Stadtentwicklung fördern (Halder et al. 2014, S. 53 f.). Gerade in Großstädten gibt es noch viele weitere Beispiele solcher erfolgreichen bekannten Gemeinschaftsgartenprojekte. Die Kreativität der GärtnerInnen ist dabei groß. Wo freie Flächen zum Gärtnern knapp sind, also besonders in großen Städten, werden Brachen zur Zwischennutzung zu Gärten umfunktioniert, Parkhausdächer bepflanzt oder öffentlicher Raum, beispielsweise Parks, zu Gartenzwecken eingenommen. Die Gartenformen sind so vielfältig, wie die Orte, an denen sie entstehen und die Menschen, die an den Projekten mitarbeiten. Wichtig bei dem Aufbau von Gartenprojekten sind flexible und dynamische Planungskonzepte (Dams 2011 S. 170).

Die neue Gartenbewegung ist inzwischen auch durch das Internet über viele Plattformen wie zum Beispiel *anstiftung&ertomis.de*, *stadtacker.net*, *grünanteil.net* vernetzt. Außerdem sind viele Projekte auch auf Social Media-Plattformen wie

Facebook vertreten. Diese Internetseiten bieten den Gärten die Möglichkeit des Austauschs und die Gelegenheit, sich zu vernetzen und zu etablieren. Die Präsenz der Gemeinschaftsgärten zeigt sich auch im aktuellen Medien- und Öffentlichkeitsdiskurs. In Stuttgart etwa erfahren diese neuen Arten von Gartenprojekten eine hohe Medienpräsenz und durch gezielte Öffentlichkeitsarbeit eine hohe Aufmerksamkeit bei der Bevölkerung (Schmid 2015, S. 4). Zugleich erfahren Stadtgärten in den letzten Jahren einen Imagewandel und sind nun auch auf Ebene der Stadtverwaltung interessant geworden: Die Vorteile der Gärten für die Städte sind laut Alexander Schmid „[...] der ökologische Mehrwert und der soziale, gesellschaftliche Mehrwert, sprich Begegnungsflächen schaffen, Aktionsflächen schaffen, wo die Bürger sich engagieren können, wo man sich treffen kann“ (ebd., S. 6).

Der Bewusstseinswandel bei den Kommunen führt zu neuen unterstützenden Maßnahmen für die Projekte. So hat beispielsweise die Landeshauptstadt Stuttgart eine befristete 50 Prozent-Stelle zu den Förderprogrammen „Urbanes Gärtnern“ und „kommunales Grünprogramm“ (Hof-, Dach- und Fassadenbegrünung) beim Amt für Stadtplanung, Stadterneuerung im Bereich Sonderfinanzierung eingerichtet. Durch die Stelle sollen unter anderem Rahmenbedingungen für Urbane Gärten geschaffen werden, die Gärten sollen untereinander vernetzt werden und Unterstützung bei der Öffentlichkeitsarbeit bekommen:

„Und beim Urbanen Gärtnern geht es ja auch um Koordination und Vernetzung. Wir bauen ein Gartennetzwerk auf, dazu machen wir Veranstaltungen, so zum Beispiel die Gartenwerkstatt, bei denen wir Vertreter von den Gärten einladen, damit die sich untereinander besser kennenlernen“ (ebd., S. 2).

Auch finanziell unterstützt die Stadt die Urbanen Gärten durch zweckgebundene Zuschüsse von maximal 5000 Euro für die Fertigstellung eines Gartens und die Materialanschaffungen und noch einmal 1000 Euro jährlich für den Erhalt (Stadt Stuttgart 2016, S. 3f.). Eine solche Unterstützung bietet für viele InitiatorInnen einen Anreiz, ihre Ideen zu verwirklichen.

Als Interkulturelle Gärten werden Gemeinschaftsgärten mit spezieller inhaltlicher Ausrichtung bezeichnet, die sich auf die Einbeziehung besonders ausländischer Bevölkerungsgruppen und Menschen mit Migrationshintergrund als Vereinsziel festgelegt haben (Martens et al. 2014, S. 52). Der Beginn der Interkulturellen Gärten in Deutschland liegt 20 Jahre zurück. Das erste Projekt entstand 1995 in Göttingen, wo

sich Flüchtlingsfrauen aus Bosnien mithilfe des dortigen Flüchtlingszentrums zusammenschlossen. Auf die Frage, was die Frauen am meisten aus ihrer Heimat vermissen würden, sagen sie, es seien die Gärten und das Tätig werden im Freien, und so gründeten sie eine Gartengemeinschaft (Müller 2002, S. 16). In Interkulturellen Gärten werden Ziele der Subsistenz-verfolgt, was dem Selbstwertgefühl vieler Mitglieder der Gärten zugutekommt, die aus Regionen stammen, in denen die Selbstversorgung mit Nahrung einen höheren Stellenwert einnehmen als die Erwerbstätigkeit. Eine Selbstversorgung geschieht in den Gärten jedoch nicht aus einer Not heraus, sondern entspringt dem Wunsch nach sozialen Kontakten und Selbstwertgefühl (Müller 2002, S. 35).

Die Urbanen Gärten sind also kein neues Phänomen, wohl aber die in den letzten Jahren erstarkende neue Gartenbewegung, der die Interkulturellen Gärten zuzuordnen sind.

### **3 THEORETISCHER RAHMEN**

Im vorherigen Kapitel wurde ein thematischer Überblick über Migration und Integration, sowie die Interkulturellen Gärten gegeben. Mit dem Hintergrund der Zahlen von Menschen mit Migrationshintergrund und dem Anspruch der Interkulturellen Gärten, zur Integration beizutragen sollen nun theoretische Integrationskonzepte vorgestellt werden.

#### **3.1 Integration im Hinblick auf die neue Kulturgeographie**

Im Hinblick auf die Frage nach Integration mit dem Hintergrund der in Kapitel 2.1 dargestellten Daten zur Einwanderung in Deutschland, kann das Thema dieser Arbeit in die wissenschaftliche Perspektive der neuen Kulturgeographie als Teilbereich der Humangeographie eingeordnet werden. Die neue Kulturgeographie, stellt gerade in der jüngeren Geschichte der Geographie seit den 1990er Jahren eine Forschungsperspektive dar, die sich immer größerer Beliebtheit erfreut (Gebhard et al. 2007, S. 12). Im Mittelpunkt des Forschungsinteresses steht vor allem die Aufschlüsselung sozial konstruierter Wirklichkeiten, wie beispielsweise die Reflexion von Identitäten oder die Untersuchung von Zeichensystemen im Bezug auf Landschaften oder Städten (ebd. S. 13). Dieser Perspektivenwechsel hinsichtlich des Kulturbegriffs, mit dem die neue Kulturgeographie arbeitet, wird im wissenschaftlichen Diskurs als „cultural turn“ bezeichnet, wobei dieser eher eine Vielzahl von Kritikpunkten an bisherigen strukturalistischen Ansätzen darstellt und keineswegs ein einheitlicher Wandel war. Der Prozess des Hinwendens zu kulturellen Problematiken und Fragestellungen fand nicht nur in der Kulturgeographie, sondern auch der Ethnologie, der Soziologie und anderen Geistes- und Humanwissenschaften statt (Blotevogel 2003, S. 9). Einer der wichtigsten VertreterInnen der „Cultural Studies“ in Großbritannien ist der Soziologe Stuart Hall, der dazu auffordert, Machtstrukturen zu hinterfragen und die Differenz zwischen dem Eigenen und dem Fremden, das einer kolonialistischen Sichtweise immanent ist, aufzulösen (Gebhard et al. 2007, S. 16). In der Humangeographie trat der „cultural turn“ zunächst im angloamerikanischen Raum in den 1970ern, im deutschsprachigen Raum seit den 1980er Jahren nach und nach in Erscheinung (Blotevogel 2003, S. 20f.).

Auch thematisch bedient sich die neue Kulturgeographie eines bestimmten Forschungsspektrums. Themencluster ranken sich beispielsweise um die Frage nach

Identität und Raum, postmoderner Stadt oder kulturelle Regionalisierungen (Gebhard et al. 2007, S. 16). Die neue Kulturgeographie will als gegeben wahrgenommene Phänomene untersuchen und dekonstruieren. Eine wesentliche Frage stellt sich dabei in der Wechselseitigkeit der Sprachverwendung und der Rolle der ForscherIn. Die Verwendung von Begriffen ist immer mit einer gewissen Einschränkung verbunden, da soziale Wirklichkeit über die Verwendung von Sprache konstituiert wird. Ein Phänomen kann so nie in seiner Gesamtheit erfasst werden und die Darstellung einer Sache wird immer aus der Perspektive der ForscherIn und mit deren Worten beschrieben, die einem kulturell und sprachlich bedingten Kommunikationsschema folgen müssen (Blotevogel 2003, S. 25).

Lebensweltliche Forschungsperspektiven spielen bei der Fokussierung auf Kultur als Forschungsgegenstand eine wichtige Rolle. Die Lebenswelt stellt nach Schütz die subjektiv erlebte Wirklichkeit von Personen dar. Jeder Mensch ist unmittelbar seiner Lebenswelt ausgesetzt und muss von seinem Standpunkt aus in ihr handeln (Meier Kruker & Rauh 2005, S. 24). Diese Alltagswelt ist jedoch immer intersubjektiv, das bedeutet, dass die Lebenswelten sich durch Interaktionen mit Mitmenschen immer wieder kreuzen und neu ausgehandelt werden müssen. So schreibt Alfred Schütz:

„So ist die Welt des Alltags durchaus nicht meine private Welt. Sie ist von vornerein eine intersubjektive Welt, die ich mit meinen Mitmenschen teile, eine Welt, die von anderen erfahren und gedeutet wird, kurz eine Welt, die uns allen gemeinsam ist“ (Schütz 2003, S. 148).

Es entsteht also eine wechselseitige Beeinflussung, da in denselben Situationen ähnliche Erfahrungen gemacht werden. Gleichzeitig hat jeder Mensch eine historische Erfahrungswelt, die aus Natur, Gesellschaft und Kultur hervorgegangen ist (ebd. S. 148 f.). Der Einzelne kann als Mittelpunkt seiner eigenen Lebenswelt betrachtet werden. In den meisten Fällen gehen wir davon aus, dass sich die Menschen mit denen wir interagieren über das gleiche Relevanzsystem verfügen, wie wir das tun. Wenn nun aber zwei Menschen aufeinandertreffen, gibt es immer Punkte in der Lebenswelt des einen, in die die Lebenswelt des anderen nicht hineinreichen, was zu Grenzen des gegenseitigen Verständnisses führt (ebd., S. 152 ff.).

Die neue Kulturgeographie versucht nun, diese Grenzen aufzuzeigen und lebensweltliche Perspektiven zu dekonstruieren. Dabei bezieht sie sich auf systemtheoretische Ansätze, wie den Niklas Luhmanns, und nehmen die Haltung

eines gemäßigten Konstruktivismus ein, der eine beobachtbare Realität nicht abstreitet, aber eine objektive Wahrnehmung anzweifelt (Blotevogel 2003, S. 23). Für ihre konstruktivistischen Grundannahmen und die inhaltliche Ausrichtung auf kulturelle Forschungsinteressen wird ihr oft eine mangelnde Übertragbarkeit auf Zusammenhänge vorgeworfen, die über die lebensweltliche Perspektive hinausreicht. Jedoch hat die neue Kulturgeographie durch die Fokussierung auf Alltagsphänomene den Anspruch, immanente Machtstrukturen aufzudecken und tiefer liegende Handlungsmotive zu dekonstruieren (Gebhard et al. 2007, S. 18).

Auch in Interkulturellen Gärten entstehen durch den Kontakt von Menschen verschiedener Herkunft und Erfahrungen, kurz unterschiedlichen Lebenswelten, immer wieder Alltagssituationen in denen sozial konstruierte Perspektiven aufeinandertreffen. Diese Konstruiertheit wird gerade aufgrund der unterschiedlichen Perspektiven der AkteurInnen sichtbar: in Aushandlungsprozessen oder Konflikten, im Lernprozess, der im Garten stattfinden oder im Verständnis von Organisationsstrukturen des Vereins.

Im Folgenden werden die Integrations- und Assimilationsforschung erläutert, um einen Überblick über den thematischen Hintergrund des Forschungsgegenstandes zu geben. Dabei soll die kulturgeographische Perspektive beibehalten werden.

### **3.2 Integrations- und Assimilationsforschung**

Die Erforschung von Integration fällt unter den größeren Zusammenhang von Migrationsforschung und ist Gegenstand mehrerer wissenschaftlicher Disziplinen:

„Migrationsprozesse sind komplex, sowohl hinsichtlich der verschiedenen Hürden und Etappen auf der Wanderung selbst als auch in Folge der vielfältigen Veränderungen in den Herkunfts- Transit- und Zielgesellschaften, die durch die Wanderung entstehen. Sie sind daher Forschungsgegenstand vieler Disziplinen und werden vor dem Hintergrund der jeweiligen Theoriebildung diskutiert, weshalb meist nur spezifische Segmente von Migrationsphänomenen behandelt werden“ (Oswald 2007, S. 19).

In der Geographie beschäftigen sich die Sozial-, Bevölkerungs- und Stadtgeographie mit den Themen der Integration und Phänomenen der Segregation (Wehrhan & Sandner Le Gall 2011, S. 120 f.). Den Ursprung sowohl der Integrationsforschung liegt in der Chicago School der 1920er Jahre unter der Leitung von Robert Park. Damals

wurden Migrationsvorgänge mit verschiedenen Prozessen der Stadt- und Bevölkerungsentwicklung in Zusammenhang gebracht (Oswald 2007). Gerade mit dem Hintergrund des „cultural turn“ in vielen Disziplinen, wie beispielsweise der Kulturgeographie, macht sich ein verstärktes Interesse an Themen der Integration bemerkbar. Der Begriff Integration meint ganz allgemein den Zusammenhalt zwischen Teilen in einem wie auch immer gearteten System. Diese Definition ist zunächst nicht auf soziale Systeme bezogen, sondern auf Systeme im Allgemeinen (Esser 2001, S. 1). In einer globalisierten Welt setzt die Beschäftigung mit einem Projekt wie den Interkulturellen Gärten eine Auseinandersetzung mit der Rolle von kultureller Identität und ihrer Fragmentierung voraus (Hall 1994, S. 183). Dies begründet sich darauf, dass Identitäten und ihre Konstruktion wichtige Rollen beim Verständnis von Integrationsprozessen einnehmen, wenn diese auf Alltagsebene betrachtet werden.

### **3.2.1 Ethnizität und kulturelle Identität**

Die Bezeichnung „Ethnie“ bezog sich in der Ethnologie ursprünglich auf eine Gruppe, die sich durch bestimmte kulturelle Eigenschaften von anderen unterschied. Diese Eigenschaften konnten von außen beobachtet werden, wodurch die Gruppen klar voneinander abgrenzbar waren. In der modernen Ethnologie ist man von dieser Sichtweise abgerückt und identifiziert ethnische Gruppen nach ihrer Identität, ihrem Selbstverständnis als Gruppe (Antweiler 1994, S. 139). Diese Identität als ethnische Gruppe beinhaltet immer auch eine Abgrenzung zu anderen ethnischen Gruppen, die scheinbar nicht dieselben, wie auch immer gearteten, Merkmale der „Wir“-Gruppe teilen:

„Der grenzziehenden Unterscheidung (Distinktion) in ‚Wir‘ (‚Selbst‘, ‚Eigenes‘, we-group) und ‚Sie‘ (bzw. ‚Die‘, ‚Ihr‘, ‚Nicht-Wir‘, ‚Fremde‘, they-group, out-group) kommt dabei zentrale Bedeutung zu. Kurzum: die kollektive Identität braucht die kollektive Differenz“ (ebd., S. 140).

Identität an sich besteht aus Geflechten von sich stetig wandelnden Konstrukten. Identifikation findet auf der Ebene des Individuums statt, ist jedoch immer in den Kontext gesellschaftlicher Prozesse und Zuschreibungen eingebunden und besteht so aus Wechselwirkungen zwischen dem Persönlichen und dem Sichtbaren (Hall 1994, S. 182). Dabei ist sie nicht stetig, sondern wird immer wieder neu ausgehandelt:

„Identität ist also etwas, das in andauernd wirksamen unbewußten Prozessen über die Zeit hinweg gebildet wird; sie ist nicht von Geburt aus im Bewußtsein. [...] Sie

bleibt immer unvollständig, befindet sich immer im Prozeß, im ‚Gebildet-Werden‘“ (ebd., S. 195).

Ethnizität und kulturelle Identität spielen auch in der globalisierten Gesellschaft durchaus eine wichtige Rolle. Eigenschaften und Merkmale werden Gruppen von bestimmter Herkunft entweder von außen zugeschrieben, oder sie werden innerhalb der ethnischen Gruppe vermittelt (Terkessidis 2010, S. 118 f.). Trotz oder gerade wegen der immer weiter fortschreitenden Globalisierung findet vielerorts eine Rückbesinnung auf die Ethnizität statt. Konflikte finden mittlerweile vielmehr zwischen ethnischen Gruppen als zwischen Nationalstaaten statt (Antweiler 1994, S. 143). Eine Haltung, welche die Fokussierung auf die eigene Ethnie beschreibt, ist die des Ethnozentrismus. In der Unterscheidung zwischen dem ‚Wir‘ und dem ‚Fremden‘ entsteht eine Sichtweise, welche die Welt aus der Sicht der eigenen Gruppe wahrnimmt und die Menschen nach diesem binären System bewertet und behandelt (ebd., S. 143). Meistens wird bei dieser Sichtweise die eigene Gesellschaftsgruppe, also das „Wir“ und deren Gebräuche, als komplex und positiv betrachtet, während die „out-groups“ eher undifferenziert wahrgenommen werden und ihnen zu der „in-group“ gegensätzliche Eigenschaften zugeschrieben werden (ebd. S. 147). Diese Denkmuster sind meist unbewusst und funktionieren aufgrund einer gewissen Naivität, einer als gegeben wahrgenommenen Realität und als Vereinfachung des Lebens. Häufig führt diese Sichtweise zu einem Überlegenheitsgefühl und einer Abwertung der „out-groups“ (Maletzke 1996, S. 24). Auf diese Weise entstehen stereotype Menschenbilder, welche zu einem Hindernisfaktor für Integration werden können.

Abgrenzungen und Kennzeichen kultureller Identität werden besonders in Migrationsszenarien deutlich. Unbewusste Identitätsmerkmale treten durch die plötzlich entstehende Konfrontation und Abgrenzungsmechanismen, denen sowohl die Menschen im Aufnahmeland als auch die Zugewanderten ausgesetzt sind, in besonders deutlicher Weise zutage. Die komplexe Situation der Zugewanderten in der „Fremde“, die durch Aushandlung, Abgrenzung und Eingliederungsbemühungen geprägt ist, bewirkt eine sich ständig verändernde Identitätskonstruktion - sowohl für die MigrantInnen selbst als auch für die „Einheimischen“ (Müller 2002, S. 48).

Was bedeutet also Integration im Anbetracht dieser flexiblen und komplexen Identitäten? Um auf das Integrationsverständnis von Interkulturellen Gärten zu sprechen zu kommen, werden zunächst Begriffe der Integration erläutert.

### **3.2.2 Integrationsbegriffe**

Während Migrationsforschung vor allem die Ursachen von Wanderungen zum Gegenstand hat, beschäftigen sich Integrations- und Assimilationsforschung mit der Situation der Zuwanderer in Wechselwirkung mit der neuen Umgebung (Oswald 2007, S. 93). Dabei kursieren viele Begrifflichkeiten, die sich von der Bedeutung je nach wissenschaftlicher Disziplin, Theorie und Epoche unterscheiden, in anderen Kontexten werden mehrere Begriffe hingegen synonym verwendet. So sind „Absorption“, „Akkulturation“, „Assimilation“, „Eingliederung“ und „Integration“ beispielsweise Begriffe, die für die – wie auch immer geartete – Annäherung von Zuwanderern und Einheimischen stehen, wohingegen „Desintegration“, „Dissimilation“, „Exklusion“, „Segregation“, „Segmentation“ und „Marginalisierung“ gegenteilige Entwicklungen bedeuten (Hans 2010, S. 43).

Wenn von „Segregation“ die Rede ist, wird damit meist eine räumlich ungleiche Verteilung von Bevölkerungsgruppen mit speziellen Merkmalen gemeint, wie Ethnizität oder sozioökonomischen Faktoren in verschiedene Wohngebiete. Durch quantitative Daten können Momentaufnahmen von solchen Verteilungen gemacht werden sowie Prozesse über mehrere Jahre festgestellt werden. Maßzahlen zur Segregation liefert der Segregationsindex, der eine Gruppe in Relation mit der Gesamtbevölkerung betrachtet und der Dissimilaritätsindex, welcher zwei Gruppen miteinander vergleicht (Wehrhan & Sandner Le Gall 2011, S. 121). „Akkommodation“ bedeutet eine Veränderung sozialer Gewohnheiten, „Adaption“ hingegen ein biologischer Prozess, beispielsweise durch Vererbung bestimmter Merkmale. „Akkulturation“ bezeichnet das ein- oder beidseitige Ähnlich werden im Bezug auf kulturelle Gewohnheiten.

Der Begriff der „Assimilation“ knüpft an dieses Konzept an, ist jedoch im Gegensatz zu anderen Begrifflichkeiten ein ursprünglich in der Soziologie verankerter Terminus (Hans 2010, S. 44). Geprägt wurde er von Robert Park und Ernest Burgess in der Chicago School der 1920er Jahre, nach denen Assimilation ein natürlicher und unbewusster Prozess ist, der in fünf aufeinander folgenden Stationen geschieht. An deren Ende steht die Assimilation, also die Angleichung. Weitere Assimilationstheorien entstanden in den folgenden Jahrzehnten. So sind beispielsweise das Stufenmodell der Assimilation von MigrantInnengruppen in Australien von Ronald Taft der 1950er Jahre, das Konzept von kultureller und

struktureller Assimilation Milton Gordons der 1960er Jahre zu nennen. Weitere Ansätze sind die Theorie der segmentierten Assimilation von Alejandro Portes und Min Zhou im Jahr 1990, welche sich auf Anpassungsstrategien von Einwanderern zweiter Generation bezieht oder die „New Assimilation Theory“ von Richard Alba und Victor Nee Anfang der 2000er Jahre, die von drei verschiedenen Mustern der sozialen Integration ausgeht (Grote 2011, S. 10). Im deutschen Sprachraum ist die Integrationstheorie von Hartmut Esser als Beispiel für einen assimilatorischen Ansatz zu nennen.

### **Das Assimilationsmodell nach Hartmut Esser**

Integration und Assimilation sind als Konzepte nicht eindeutig voneinander zu unterscheiden, da die Begrifflichkeiten, wie bereits erwähnt, teilweise synonym, teilweise komplementär verwendet werden. Für den Soziologen Hartmut Esser stellt Assimilation ein Teilprozess der Integration dar, der sich auf das Ähnlich werden der politischen Parteien bezieht (Esser 2001, S. 18). Um Kontroversen zu klären, differenziert Esser den Integrationsbegriff unter zwei verschiedenen Perspektiven, die er Systemintegration und Sozialintegration nennt. Ersteres beschreibt die Integration einer Gesellschaft als Ganzes. Am Beispiel sozialer Netzwerke bedeutet das, dass die Beziehungsdichte zwischen den AkteurInnen allgemein gemeint ist. Hier können Konflikte durch eine mangelnde Integration auf der Ebene ethnischer Gruppen entstehen. Die Sozialintegration hingegen beschreibt die Integration bestimmter AkteurInnen und Akteursgruppen in ein bestimmtes System hinein. In einem sozialen System können nach diesem Modell einzelne AkteurInnen stärker integriert sein als andere, indem sie mehr Beziehungen innerhalb des Systems haben (ebd., S 4 ff).

Von außen wird Integration meist auf zwei Ebenen wahrgenommen. Einerseits bezeichnet sie das Funktionieren eines größeren gesellschaftlichen Verbandes, was als Systemintegration nach Esser verstanden werden kann, andererseits die Sozialintegration, die

„[...] Eingliederung der individuellen Mitglieder der ethnischen Gruppen in die verschiedenen Sphären der Aufnahmegesellschaft, sei es in der Form der Gewährung von Rechten und der Einnahme von Positionen, sei es als Aufnahme interethnischer Kontakte und Beziehungen oder die emotionale Identifikation mit dem Aufnahmeland“ (Esser 2001, S. 19).

Nach Esser kann die Integration von MigrantInnen in vier hauptsächlichen Ausprägungen verlaufen. Diese beziehen sich auf Systeme, in denen sich eine MigrantIn üblicherweise befindet, nämlich dem Spannungsfeld zwischen Heimatland, dem Aufnahmeland und der ethnischen Schichtung im Aufnahmeland (ebd., S. 19).

Abbildung 1: Typen der Sozialintegration von MigrantInnen nach Hartmut Esser

		Sozialintegration in der Herkunftsgesellschaft	
		Ja	Nein
Sozialintegration in Herkunftsgesellschaft/ ethnischer Gemeinde	Ja	Mehrfachintegration	Segmentation
	Nein	Assimilation	Marginalität

Quelle: Eigene Abbildung nach Esser 2001, S. 19

Hier ergibt sich eine Begriffsüberschneidung. Einerseits bezeichnet Esser die Assimilation nur als Teil der Sozialintegration, andererseits bietet sie ihm zufolge die einzig denkbare Form der Sozialintegration von Zuwanderern in die Aufnahmegesellschaft. Mehrfachintegration ist zwar wünschenswert, jedoch laut Esser ein sehr selten eintretender empirischer Fall. Dabei ist allgemein die Angleichung in verschiedenen Eigenschaften, wie sprachlich oder der Position im gesellschaftlichen Rahmen, gemeint. Den vier Dimensionen der Sozialintegration entsprechen vier Arten der Assimilation (Esser 2001, S. 22 f.).

Die erste Dimension ist die kognitive Assimilation, die das Erlernen der Sprache und die Aneignung von kulturellem Wissen der Aufnahmegesellschaft beinhaltet. Die soziale Assimilation bezieht sich auf die sozialen Netzwerke und das Einbringen im gesellschaftlichen Leben. Die strukturelle Assimilation meint, ähnlich der Systemintegration, die zunehmend angeglichenen Rechte der Zuwanderer und deren Chancengleichheit in verschiedenen Bereichen. Bei der identifikatorischen Assimilation schließlich werden Normen und Lebensart übernommen und

Angewohnheiten der eigenen kulturellen Identität weitestgehend aufgeben (Schnur et. al. 2013, S. 11).

Essers Theorieansatz ist handlungstheoretischer Natur, was bedeutet, dass er davon ausgeht, dass soziale Strukturen durch Handeln von AkteurInnen sichtbar werden und Individuen Entscheidungen aufgrund erwarteter Nutzenmaximierung treffen (Grote 2011, S. 47). Assimilatorische Konzepte stoßen an ihre Grenzen, wenn es um die Frage nach der lebensweltlichen Perspektive und um die Betrachtung von Individuen und komplexen Identitätskonstruktionen geht. Daher stelle ich nun neue, alternative Konzepte im Integrationsdiskurs und schließlich das Selbstverständnis der Interkulturellen Gärten im Bezug auf Integration vor.

### **3.2.3 Neue Konzepte im Integrationsdiskurs**

Wenn umgangssprachlich von Integration die Rede ist, entsteht in den Köpfen der Menschen meist das undifferenzierte Bild von einer homogenen Aufnahmegesellschaft. Ebenso werden „die Fremden“ als homogene Gruppe gesehen, die sich zu integrieren, also in das System einzugliedern, habe. Die Fülle an Lebenssituationen, an Bedürfnissen und Gewohnheiten der Zugewanderten werden dabei oft außer Acht gelassen. Genauso handelt es sich auch bei der Aufnahmegesellschaft um keine homogene Gruppe (Riegel 2009, S. 23). Hinzu kommt, dass sich Migrationsprozesse im geschichtlichen Verlauf verändern und auch die Bedingungen und Bedürfnisse der Menschen im Aufnahmeland ständigen Veränderungsdynamiken unterlegen sind. In der jüngeren Debatte um Integration gibt es daher zunehmend kritische Stimmen, welche gängige Integrationskonzepte in Frage stellen. Eine komplette Assimilation wird heutzutage vom wissenschaftlichen und politischen Diskurs abgelehnt und als nicht realisierbar betrachtet. Integration als gegenseitigen Prozess zu betrachten - dieser Sichtweise stimmt die Öffentlichkeit heutzutage in großen Teilen zu. In der Praxis wird von der Politik jedoch meist von den Zugewanderten eine Identifikation mit der Aufnahmegesellschaft und eine erhöhte Integrationsanstrengung gefordert (Schnur et al. 2013, S. 14).

### **Grenzen des Integrationsbegriffs und Kritik**

Die im vorangegangenen Kapitel vorgestellten Assimilations- und Integrationskonzepte werden aus geographischer und sozialwissenschaftlicher Sicht zunehmend in Frage gestellt, wenngleich sie im politischen und gesellschaftlichen Diskurs weiterhin vertreten werden. Verschiedene Assimilationsansätze (vgl. Kapitel

3.2.2), wie auch Hartmut Essers Ansatz, gehen – obwohl er Integration nicht alleine auf Assimilation reduziert – davon aus, dass diese jedoch die einzig funktionierende Form der Integration sein kann. Das Assimilationskonzept wird dahingehend kritisiert, dass es einer ethnozentristischen Sichtweise entspringe, normativ sei und alternative Wege der Integration außer Acht lasse (Hans 2010, S. 50).

Hinzu kommt, dass die Zugewanderten nicht differenziert und auf individueller Ebene, sondern als anonyme Masse oder auch als einheitliche Gruppen betrachtet werden. Von einer homogenen deutschen Gesellschaft zu sprechen wäre jedoch genauso überholt, da sie sich heute durch eine Pluralität an Lebensstilen und Menschen mit verschiedenen kulturellen Hintergründen auszeichnet. 20 Prozent der Bevölkerung in Deutschland hat heute einen Migrationshintergrund. Die Unterscheidung in „Wir“ und die „Anderen“ passt nicht mehr in die gesellschaftliche Wirklichkeit. Kritisch zu betrachten ist auch das Bild der deutschen Gesellschaft als „Container“. Diese Sichtweise als geschlossener Raum, der eine homogene Kultur beinhaltet, stellt die ethnische Zugehörigkeit und vielschichtige Identitäten aller Menschen in Frage. Vielmehr soll durch die Vermischung von Kulturen, Ethnien und Lebensstilen etwas Neues entstehen. Hybride Identitäten werden als normativ wünschenswerter Standard in der Gesellschaft gesehen. Weiterhin ist die „Gruppe“ der AusländerInnen und MigrantInnen äußerst heterogen. So sind unter dem Begriff „MigrantIn“ beispielsweise sowohl der ältere Flüchtling aus Nordafrika mit konservativer Lebenseinstellung, als auch der IT-Spezialist aus Indien oder die Schülerin, deren Mutter aus Polen stammt, zusammengefasst. Viele verschiedene Lebensweisen und Milieus existieren ebenso wie auch in der Aufnahmegesellschaft nebeneinander. Der Idealtypus der AusländerIn oder der MigrantIn gibt es nicht. Hinzu kommt eine zunehmende Tendenz zur transnationalen Migration und zum Verschwimmen der Identitätsgrenzen. So befindet sich heute der Lebensmittelpunkt einer Person nicht mehr unbedingt nur an dem physischen Aufenthaltsort, sondern Gewohnheiten, Norm und Lebensstile werden über Landesgrenzen hinweg beibehalten, angepasst und verändert. Transnationale Wanderungsprozesse entsprechen immer mehr der Wirklichkeit und Migration ist immer öfter ein Prozess auf Zeit. Zuwandern bedeutet nicht gleich Bleiben. Menschen ziehen für Beruf oder Ausbildung für einen begrenzten Zeitraum in eine andere Region oder ein anderes Land oder Zuwanderer kehren wieder in ihre Heimat zurück oder wandern weiter. Andere wiederum schreiben sich mehrere nationale oder regionale Identitäten zu, wie beispielsweise der „schwäbische Türke“.

Diese Muster und die Frage nach der Identität von transnationalen MigrantInnen lassen sich nicht mit den üblichen Integrationsmustern erfassen (Beer 2013, S. 43 ff.).

### **Multikulturalismus**

Multikulturelle Gesellschaften sind laut Esser durch eine Integration ohne Assimilation, also hauptsächlich Menschen die mehrfach integriert sind (siehe Abbildung 1), definiert. Damit meint er, dass ein friedliches Miteinander zwischen verschiedenen ethnischen, religiösen oder sprachlichen Gruppen bestehen kann, ohne dass diese Gruppen ihre Identitäten aufgeben müssten (Esser 1983, S. 30). Im kulturellrelativistischen Konzept des „multikulturellen Menschen“ ist ein solcher, wer

„[...] zwar die unverkennbaren ethnischen und kulturellen Differenzierungen nicht leugnet, sie aber für sich selbst nicht als verbindlich anerkennt, sondern sie für überwindbare Zwischenstufen auf dem Weg zu einem allgemeinen ‚Weltbürgertum‘ hält“ (Maletzke 1996, S. 27).

Eine multikulturelle Gesellschaft stellt eine idealisierte Form des Zusammenlebens dar, in der alle Menschen innerhalb einer wirtschaftlichen und staatlich organisierten Gemeinschaft leben, zwischen den Gruppen jedoch keine Spannungen entstehen (Esser 1983, S. 30). Die Multikulturalismusidee klingt nach einer faszinierenden, beinahe utopischen Gesellschaftsvorstellung, in der ethnische Spannungen der Vergangenheit angehören. Die Umsetzung bringt jedoch viele Hindernisse mit sich, was zu Kritik von verschiedenen Standpunkten an der multikulturellen Gesellschaft geführt hat. Doch gerade aus der Assimilationspolitik heraus entstanden in den typischen Einwanderungsländern USA, Kanada und Australien Politikansätze, die von der Idee einer multikulturellen Gesellschaft geprägt sind (Han 2010, S. 297 ff).

In der strukturellen Ungleichheit sieht auch Esser einen essentiellen Kritikpunkt an der Idee einer multikulturellen Gesellschaft. In Deutschland entstand zum Beispiel durch die Tatsache, der späten Zuwanderung von Gastarbeitern aus der Türkei in den 1970er Jahren eine Benachteiligung dieser Gruppe und Zuweisung einer ethnischen Schichtung. Solche Bedingungen begünstigen wiederum ethnische Segmentierung, also die Konzentration des Lebensmittelpunktes der Menschen auf eigenständige ethnische Einrichtungen. Im Allgemeinen geht die Idee des Multikulturalismus von der Prämisse aus, dass keine negativen Reaktionen im Bezug auf das „Fremde“, weder von der Aufnahmegesellschaft noch von den Zuwanderern, zu erwarten sind.

Diskriminierung als Option wird außer Acht gelassen, weshalb die Idee des Multikulturalismus oft als naiv betitelt wird (Esser 1983, S. 31 ff.).

Aus Perspektive der Neuen Kulturgeographie, die in der die Masterarbeit angenommen wird, ist die Multikulturalismusede dahingehend kritisierbar, dass sie, wie auch andere Ansätze, von der Voraussetzung ausgeht, dass zwischen „Deutschen“ und „den Fremden“ gegensätzliche Unterschiede bestehen und Identitäten fest verankert sind (Terkessidis 2010, S. 115). Ein Konzept, welche die Komplexität von Identitäten mit einbezieht, ist das der Transkulturalität.

### **Vielfalt und Transkulturelle Identitäten**

Der Begriff der Transkulturalität soll, im Gegensatz zu den bisherigen Begrifflichkeiten, implizieren, dass sich Identitäten in einer globalisierten Gesellschaft nicht mehr über nationale und ethnische Merkmale konstruieren, sondern sich von ihnen losgelöst bilden und verändern (West 2013, S. 196).

„Als TransMigrantInnen können all jene internationalen Migrantinnen definiert werden, die sich in einem anderen Land niederlassen, gleichzeitig aber angesichts ihrer Statusunsicherheit im Zielland ein grenzübergreifendes Beziehungsnetzwerk mit Menschen gleicher Herkunft entwickeln und unterhalten“ (Schiller Glick 2014, S. 155).

Der Gedanke, der den transnationalen oder transkulturellen Identitäten zugrunde liegt ist der, dass die heute stattfindenden Globalisierungsprozesse durch die immer weitere digitale Vernetzung Identitäten formen, die nicht mehr allein an einem Nationalstaat oder einer bestimmten ethnischen Gruppe ausgemacht werden können. Gegensätzlich zu dieser Entwicklung sind der parallel sich entwickelnde Trend einer ablehnenden Haltung der Globalisierung gegenüber und das Stärken von lokalen oder nationalen Identitäten. Diese Tendenz ist zwar zu beobachten, sie ist jedoch kein eindimensionaler Vorgang, sondern entsteht im Konflikt und im immer wieder neuen Aushandeln von Identitäten in den Lebenswelten. Transkulturelle Identitäten sind unter anderem auch bei Menschen mit Migrationshintergrund zu finden, die aber keine eigenen Migrationserfahrungen gemacht haben:

„Spätestens in der zweiten Generation der Einwanderung stellt sich ein Moment ein, in dem identitäre Verortung nicht mehr eindimensional zu einem Herkunftsland vorgenommen werden kann“ (Foroutan 2010, S. 10).

Kontext der transkulturellen Identitäten werden MigrantInnen als PostmigrantInnen bezeichnet, da sie, jedenfalls die MigratInnen zweiter oder dritter Generation, in Deutschland „angekommen“ sind und sich selbst immer mehr als mehrkulturelle Individuen sehen (ebd., S. 11).

Trotz weitreichender Globalisierungsprozesse und einer pluralen und heterogenen Gesellschaft bleibt die Frage nach der nationalen oder ethnischen Identität bestehen. Diese Identitätsfrage stellt ein Problem für viele Menschen, aber auch ihre Umwelt dar „weil sie sich in den gewohnten, den einfachen und eindeutigen Kategorien nicht abbilden lassen“ (Beck-Gernsheim 1998, S. 127). Insofern rufen transkulturelle Identitäten bei der angeblich „homogenen Aufnahmegesellschaft“ eine gewisse Hilflosigkeit und das Bedürfnis nach klaren Identitäten hervor.

Auch im Integrationsverständnis der Interkulturellen Gärten spielen transkulturelle Identitäten eine wichtige Rolle. Denn die Gärten stellen Interaktionsräume dar, in denen eine ständige Aushandlung im Spannungsfeld zwischen nationalen, ethnischen oder transkulturellen Identitäten stattfindet.

### **3.3 Das Integrationsverständnis der Interkulturellen Gärten**

Die Kritik an überholten Integrationsvorstellungen ist nicht allein auf den wissenschaftlichen Diskurs und die politische Ebene beschränkt, sondern äußert sich auch in gesellschaftlichen Veränderungen von unten. So entstehen immer mehr interkulturelle und interdisziplinäre Projekte, die aus bürgerschaftlichem Engagement hervorgehen, mit Unterstützung wissenschaftlicher Hilfestellungen und politischer Maßnahmen (Beer 2013, S. 43). Die Entstehung von Interkulturellen Gärten in ganz Deutschland sind Beispiele dieser Entwicklung. Kritisch zu betrachten daran ist vor allem die Dualität von Abgrenzung und „integriert Sein“, wie sie beispielsweise von Christa Müller (2002, S. 39) formuliert wird. Sie argumentiert, dass es nicht allein Integration und Desintegration gibt, sondern Zwischenräume existieren, welche im Diskurs oft außer Acht gelassen wurden. Diese Zwischenräume sind solche Räume „in denen unterschiedliche Zeiten, Orte, Symboliken und Identitäten aufeinander treffen – und in denen Bedeutung und Sinn produziert wird“ (ebd., S. 39). Interkulturelle Gärten wollen den Blick von klassischen Integrationsmustern abwenden. Vielmehr nehmen sie eine Sichtweise ein, welche die Interessen der Zugewanderten, deren Alltag und die konkreten Strategien, sich eine neue Heimat zu erschaffen, berücksichtigt.

Hier knüpft Müller an postkoloniale Theoretiker wie Ulrich Beck an, der für eine Sichtweise jenseits des starren, dualistischen Integrationsverständnisses plädiert:

„Fremde müssen entweder wie wir werden, also sich anpassen, oder ausreisen, also dahin zurückkehren, wo sie ‚herkommen und hingehören‘. [...] Auf diese Weise verkümmert, was in Zeiten der Weltgesellschaft, in der zusammenwächst, was nicht zusammengehört, immer wichtiger wird: die kulturelle Fähigkeit zu einem Leben, in dem Fremdes und Eigenes nebeneinander bestehen und sich vermischen, und zwar in der unmittelbaren Umgebung, die Fähigkeit, dauerhaft mit widerspruchsvoller Vielfalt und Andersheit im ‚eigenen Haus‘ umzugehen, zusammenzuleben“ (Beck 1998, S. 8).

Beck erkennt, dass in einer globalisierten Gesellschaft eine Fülle ethnischer Nuancen in der Gesellschaft unausweichlich ist, und dass es darauf ankommt, wie der Einzelne und die Gesellschaft mit dieser Vielfalt umgehen möchte: Entweder man beharrt auf einer vollständigen Assimilation der Zugewanderten an eine Leitkultur, oder man akzeptiert die Vielfalt und sucht gemeinsam nach Lösungen eines friedlichen Zusammenlebens.

Bei den Interkulturellen Gärten geht es nicht um Integrationsfragen auf nationaler oder gar internationaler Ebene, es wird vielmehr auf eine Mikrointegration abgezielt. Individuen werden selbst aktiv in der Gestaltung der Integration auf Alltagsebene, indem sie in Kontakt mit Menschen anderer Kulturen, Ethnien, Sprachen und Religionen treten, mit ihnen kommunizieren und Raum gestalten. Dafür werden motivierende Rahmenbedingungen, wie ein Interkultureller Garten, benötigt, um den Menschen einen Anreiz zu geben, sich gewinnbringend mit dem vermeintlich Fremden auseinanderzusetzen (Werner 2008, S. 4). Wenn diese Rahmenbedingungen gegeben sind, ist die Eigenmotivation ein Schlüssel zur erfolgreichen Mikrointegration. Ein gewisses Maß an persönlicher Offenheit und Motivation zum Aktivwerden sind Grundvoraussetzungen für die Beteiligung in einem solchen Projekt. In der Praxis der Interkulturellen Gärten zeigt sich die Notwendigkeit eines Integrationsverständnisses, welches das Individuum mit seinen Interessen und Bedürfnissen als Mittelpunkt, und die Zuwanderer als gleichgestellte AkteurInnen betrachtet (Müller 2002, S. 44). Insofern ist Integration kein statisches Ziel, das erreicht werden kann, sondern ein dynamischer Prozess, der anerkennt, dass sich persönliche Ressourcen und Bedürfnisse der Menschen ständig im Wandel befinden. Ansichten, Gewohnheiten und

Lebensweisen vor allem der Zugewanderten, aber auch der einheimischen Gesellschaft, im Kontakt mit unbekanntem Menschen und Situationen, werden immer wieder ausdifferenziert und mit sich selbst und dem Umfeld ausgehandelt. Eine Mitgestaltung der neuen Heimat ist daher ein wichtiger Schritt in Richtung Auseinandersetzung mit der eigenen Situation und dem Umfeld (ebd., S. 44 f.). Um die Rahmenbedingungen zu schaffen und ein Projekt auch örtlich zu verankern, empfiehlt Christa Müller für den Aufbau von Interkulturellen Gärten eine Vernetzung der Projekte mit der Kommune, beispielsweise dem Gartenbaureferat, dem Planungsreferat, dem Umweltreferat oder der Projektstelle „Soziale Stadt“ (ebd., 150). Auf diese Weise können Kommunen von der Wirkung der Gärten profitieren und sie gleichzeitig in kommunale Strukturen einbauen. Auch die Regierung erkennt die Wichtigkeit solcher niedrigschwelliger Projekte an. So empfiehlt das BAMF,

„durch [...] Netzwerkbildung das Zusammenleben zwischen den Bevölkerungsgruppen zu fördern. Um eine zielgerichtete Einbindung von Bürgerinnen und Bürgern mit und ohne Migrationshintergrund an der Quartiersentwicklung zu erreichen, bieten sich niedrigschwellige Beteiligungsmaßnahmen sowie entsprechende soziale und kulturelle Angebote an“ (BAMF 2011, S. 27).

Zusammenfassend lässt sich beschreiben, dass die Interkulturellen Gärten ihr Integrationsverständnis auf der Ebene der Lebenswelten ansetzen. Sie distanzieren sich von der Konzentration der Integrationsdebatte auf Probleme und Differenzen und setzen im Kontext von Lokalität auf die Souveränität und das Potential der Menschen vor Ort.

Aus den bisher gewonnen Erkenntnissen über die vielschichtigen Hintergründe von Integrationsmechanismen ergibt sich die Frage, was diese für die Forschung der Masterarbeit bedeuten. Der Überblick über die hier dargestellten Integrationskonzepte und eine kritische Auseinandersetzung mit ihnen stellt eine theoretische Grundlage für die im folgenden Kapitel aufgestellten Indikatoren dar.

## 4 INTEGRATIONSINDIKATOREN

Integration anhand von Indikatoren darzustellen ist ein nicht ganz einfaches Unterfangen. Wie schon in Kapitel 3.2 erläutert, beginnen die Differenzen in der Diskussion über eine gelungene Integration bereits bei der Definition des Begriffes selbst. Daher ist es wichtig, die Vorstellung von Integration im Kontext der Forschung darzulegen.

Ich gehe von einem Integrationsbegriff aus, der auf Gegenseitigkeit beruht und der MigrantInnen als gleichberechtigte Individuen auffasst. Es geht dabei um die Lebenswelten und darum, die Menschen in ihrer Ganzheit zu betrachten. Diese Sicht ist im Bezug auf die Forschung im Internationalen Garten relevant, da dort durch das gezielte Zusammenbringen von Menschen verschiedener Gruppen in besonderem Maße Lebenswelten aufeinander treffen, die durch vielfältige kulturelle Hintergründe sehr unterschiedlich sein können. Der Garten stellt den Schnittpunkt dieser Lebenswelten dar. Eine Betrachtung der Lebenswelten der Mitglieder des Gartens ist auch aus Sichtweise der Humangeographie relevant, wo sich dieser Ansatz dafür eignet „die unterschiedlichen Zugänge von Menschen in bestimmten Situationen „[...] vor dem Hintergrund ihrer spezifischen lebensweltlichen Erfahrungen und Ziele zu erfassen“ (Reuber & Pfaffenbach 2005, S. 24).

Da Integration in diesem Sinne einen wechselseitigen Prozess darstellt, sind die Indikatoren nicht so konzipiert, dass nur von einer Integrationsleistung der ausländischen GärtnerInnen ausgegangen wird. Vielmehr sind alle GärtnerInnen, gleich ihrer Herkunft, des sozialen Status, des Geschlechtes oder Alters gleiche Bestandteile dieses Prozesses. Vollständige Assimilation, also Angleichung der Zugewanderten an eine „Leitkultur“, wird kritisch betrachtet, da von hybriden und transkulturellen Identitäten ausgegangen wird, die der Vorstellung einer Angleichung aus dem Grund widersprechen würden, dass Identitäten und Lebenswelten für eine solche Zuweisung zu komplex sind. Der Internationale Garten soll außerdem aus einer kulturellrelativistischen Perspektive beschrieben werden, bei der ethnozentristische Weltbilder hinterfragt werden und Kulturen nicht gewertet werden (Maletzke 1996, S. 26 f.).

### **Operationalisieren durch Indikatoren**

Um Integration in den Interkulturellen Gärten auf lebensweltlicher Basis zu operationalisieren und anhand von empirisch beobachtbaren Ergebnissen erklären zu können, werden Indikatoren benötigt:

„[...] ein Wort operationalisieren‘ [heißt] dasselbe wie ‚geeignete Indikatoren für ein Wort angeben‘. [...] Indikatoren können also sehr verschiedener Art sein: etwa eine einzelne Beobachtung (z.B. die Hautfarbe eines Menschen), einzelne Fragen in einem Fragebogen und statistische Maßzahlen (z.B. die Rate der Verheirateten in einem Stadtbezirk)“ (Opp 2014, S. 133).

Die von mir festgelegten Indikatoren sind aufgrund der Vielschichtigkeit von Integrationsprozessen so gewählt, dass sie verschiedene Aspekte der Lebenswelten der Menschen abdecken und so ein möglichst umfangreiches Bild über die Wirkungsweise der Gärten schaffen. Sie sollen Richtlinien für die empirische Forschung liefern und dadurch die Qualität der erhobenen Daten bewerten. Sie sind daher ein Maß zur Güte der Forschung. Einem Indikator liegt auch immer eine Annahme zugrunde, die durch die Prüfung der Indikatoren im empirischen Teil in Kapitel 7 anhand des Fallbeispiels diskutiert wird. Bei der Erstellung dieser Indikatoren werde ich der Übersichtlichkeit halber die von Esser (2001, S. 18) bereitgestellten Terminologien zur Sozialintegration verwenden. Dabei werde ich diese jedoch nicht als Mechanismen der Angleichung im Sinne assimilatorischer Ansätze verwenden, sondern als Versuch, die Gegenseitigkeit und Vielfalt der Interkulturellen Gärten in verschiedenen Facetten darzustellen.

Mit den Indikatoren „Spracherwerb“ und „Informelle Lernräume“ werden kulturelle Aspekte der Integration abgedeckt. Die Punkte „Freiwilliges Engagement“, „Offenheit des Projekts“ und „Räumlicher Kontext“ beschreiben die strukturelle Seite der Integration. „Soziale Netzwerke und Sozialkapital“ und „Souveränität“ verweisen auf die soziale Dimension und „Identität und Transkulturalität“ zu guter Letzt auf die identifikatorische Dimension (Luft 2013, S. 122). Es muss erwähnt werden, dass diese Indikatoren nicht klar voneinander abzugrenzen sind und eher beschreibender Natur sind. So sind zum Beispiel Begebenheiten und Aussagen, die die Rolle des freiwilligen Engagements bestärken ebenso relevant für die Indikatoren „Offenheit des Projekts“ oder „Räumlicher Kontext“. Aufgrund dieser Indikatoren wurden entsprechende Leitfäden entwickelt, die dann in der Interviews Anwendung gefunden haben. Sie sind daher wichtiger Bestandteil für die Forschungspraxis (vgl. Anlage 1 & Anlage 2).

Gleichzeitig unterliegen die Indikatoren ständiger Überprüfung durch die empirischen Ergebnisse. Aus den Interviews entstandene Erkenntnisse fließen in die Indikatoren ein. Die Indikatoren in ihrer endgültigen Form, wie sie im Folgenden dargestellt werden sind demnach das Ergebnis ständigen Abgleichens von Theorie und Empirie. Manche Indikatoren sind allgemeiner gehalten als andere, die wiederum speziell auf die Projektkonzeption der Interkulturellen Gärten abzielen. In gewisser Weise reproduzieren sie so auch ein Bild von Integration, welches durch theoretische Grundlagen, gesellschaftlichen Diskurs und eigene Erfahrungen sowohl von den Befragten als auch von mir selbst geprägt ist.

Im Folgenden werden die acht Indikatoren vorgestellt und deren Wahl anhand von aus theoretischen Vorüberlegungen synthetisierten und aus empirischen Erfahrungen gewonnenen Annahmen erläutert.

### **1. Sprachkenntnisse und Spracherwerb**

Der erste Indikator betrifft den Spracherwerb und die Sprachkenntnisse und bezieht sich vor allem auf MigrantInnen der ersten Generation. In der öffentlichen und wissenschaftlichen Diskussion ist das Kriterium Deutschkenntnisse unumstritten eines der wichtigsten Faktoren für eine erfolgreiche Integration (Müller 2002, S. 31). Darin stimmen assimilationistische und multikulturelle Theorieansätze überein (Grote 2011, S. 27, 39). Die Bedeutung fußt nicht auf der Annahme einer deutschen Leitkultur, an die sich die MigrantInnen anzupassen haben, sondern vielmehr auf der Bedeutung einer gemeinsamen Sprache als Kommunikationsmedium. Die MigrantInnen in den Gärten kommen aus allen Teilen der Welt, sprechen ihre Muttersprache und eventuell noch weitere Fremdsprachen. Als „gemeinsamer Nenner“ bietet sich die deutsche oder englische Sprache daher an.

Laut Esser stellt der Spracherwerb eine Integrationsmöglichkeit über kulturelle Einstellungen dar. Solche Fertigkeiten sollen die Interaktion im Alltag und das Handeln der Personen in der Öffentlichkeit erleichtern oder gar erst möglich machen (Esser 2001, S. 2). Die sprachlichen Fertigkeiten sind strukturelle Voraussetzungen für die Integration in die Aufnahmegesellschaft, da sie Türen zu Institutionen, Bildungseinrichtungen und der Erwerbswelt öffnen. Gleichzeitig ist der Spracherwerb aber nicht nur eine Voraussetzung für den Zugang zu diesen Institutionen, sondern häufig auch die Folge der Teilhabe in diesen (ebd. S. 11). Sprachfördernde Maßnahmen können daher nicht allein in der Hand öffentlicher Institutionen liegen, wo der Eintritt

oft bereits eine gewisse sprachliche Kompetenz voraussetzt. So findet erfolgreicher Spracherwerb idealerweise nicht nur in Sprachkursen statt, sondern auch in sozialen Kontexten, in denen eine Rückkopplung stattfinden kann und in denen eine Interaktion gleichzeitig Zugang zum gesellschaftlichen Leben und Lernumfeld ist:

„Fundamentale Kenntnisse der deutschen Sprache sind eine elementare Voraussetzung für Integration – nur erlernt sich Sprache nicht allein im Kurs. Ein erfolgreicher Spracherwerb benötigt eine Einbettung in sinnstiftende soziale Zusammenhänge“ (Müller 2002, S. 31).

Es ist unerlässlich, dass von der Aufnahmegesellschaft Möglichkeiten zur Verfügung gestellt werden, bei denen der Zweitspracherwerb in zwanglosem Umfeld möglichst früh im Einwanderungsprozess stattfinden kann. Auch für den Besuch von Bildungseinrichtungen und die Erwerbstätigkeit stellt dieser Aspekt eine wichtige Grundlage dar (Grote 2011, S. 27). Interkulturelle Gärten bieten ein soziales Umfeld, Interaktionsmöglichkeiten zwischen Deutsch-MuttersprachlerInnen und Menschen, die Deutsch als Fremdsprache erlernen und somit ein hohes Lernpotential. In einigen Interkulturellen Gärten gibt es Sprachkurse von Freiwilligen für die MigrantInnen (Müller 2002, S. 17)

Annahme: Integration setzt Spracherwerb und daraus resultierende Sprachkenntnisse voraus. In Interkulturellen Gärten werden Sprachkenntnisse gewonnen und verbessert.

## **2. Informelle Lernräume und Austausch zur Nutzung von Ressourcen als Integrationschance**

Sprachliche Kommunikationsfähigkeit besitzt zwar einen hohen Stellenwert bei der Integration, ist jedoch in Interkulturellen Gärten nicht essenziell für die Vermittlung von Naturerfahrungen. Integration wird durch Austausch von Kompetenzen zwischen Zuwanderern und Einheimischen gefördert, wodurch eine soziale Gegenseitigkeit entsteht, in deren Zentrum ein gemeinsamer Lernprozess steht. Dieser kommt oft ohne oder mit geringen sprachlichen Übereinstimmungen aus. Die Logik, welche Integrationskonzepten hierzulande und in Europa zugrunde liegt, basiert auf dem Verständnis einer eindimensionalen Eingliederung in Integrationskursen (Müller 2002, S. 43). Von dieser Sichtweise soll in Interkulturellen Gärten weggedacht werden. Im Fokus stehen die Ressourcen, wie kulturelle Kompetenzen oder Erfahrungswissen, die die Individuen unabhängig von ihrer Herkunft mitbringen:

„Die Menschen versuchen hier über ethnische, sprachliche und kulturelle Grenzen hinaus Gemeinsamkeiten zu entdecken und zu kultivieren, die sie als Grenzgänger identifizieren“ (ebd., S. 44).

Ressourcen sind kontextuell zu sehen. Durch die Arbeit im Garten und die Interaktion entwickeln sich die Erfahrungen und die Kompetenzen der Menschen weiter. Weiterhin bestimmen auch Werte und Normen sowie aktuelle Diskurse in Politik und Gesellschaft, wie beispielsweise aktuelle Nachhaltigkeitsfragen, die ständige Auseinandersetzung der Menschen mit der Erfahrung im Heimatland und dem neu Erlernten. Das „alte“ Wissen wird neu hervorgebracht und verknüpft mit Erkenntnissen, die in der neuen Heimat gewonnen wurden (ebd., S. 45). Die Weitergabe des Wissens und die aktive Arbeit der MigrantInnen in den Gärten trägt außerdem dazu bei, Vorurteile abzubauen und Anerkennung und Wertschätzung für in der Erwerbstätigkeit ansonsten wenig geschätzte Kompetenzen zu erhalten (ebd. S. 46).

Integrationsprobleme sind vor allem im Bereich schulischer Bildung von Kindern zu erkennen, wo Kinder aus Zuwandererfamilien benachteiligt sind. Diese Tatsache ist allerdings weniger auf die Herkunft zurückzuführen als auf eine sozioökonomische Benachteiligung ganzer Familien:

„In vielen Zuwandererfamilien kumulieren die Benachteiligungen: Arbeitslosigkeit, formal niedrige oder nicht anerkannte höhere Schul- und Berufsbildung, beengte Wohnverhältnisse in stigmatisierten städtischen Bezirken, Traumatisierung infolge Vertreibung, Flucht oder des Migrationsverlaufs, geringe Deutschkenntnisse und Kontakte zu Einheimischen etc.“ (Oswald 2007, S. 130).

Daher ist ein Wissensaustausch in den Gärten zwischen allen Mitgliedern von Bedeutung: Kulturelles Wissen, beispielsweise rund um das Thema Gärtnern, wird von Einheimischen, die sich eventuell besser mit den heimischen Boden- und Klimaverhältnissen auskennen, an MigrantInnen weitergegeben, diese wiederum können Naturwissen und Techniken aus ihrer Heimat weitergeben. Der Wissensaustausch trägt dazu bei, dass Wissen, welches die MigrantInnen mitbringen, nicht verloren geht und Menschen, die aufgrund ihres sozioökonomischen Status in Deutschland wenig Anerkennung erfahren, im Gartenumfeld Wertschätzung für ihre Kompetenzen erfahren. Die Mitglieder bringen oft großes Umweltwissen mit, welches sie weitergeben können, selbst wenn sie beispielsweise nicht alphabetisiert sind

(Müller 2002, 33 f.). Durch die Möglichkeit, dieses Wissen in den Gärten weiterzugeben, entsteht bei vielen Menschen ein neues Selbstbewusstsein.

*Annahme: Zugang und Austausch von kulturellem Wissen sind wichtige Kriterien für Integration. Interkulturelle Gärten sind Räume informeller, dynamischer Lernprozesse bei denen Wissens- und Erfahrungsaustausch zwischen den GärtnerInnen stattfindet, der über den Spracherwerb hinausgeht.*

### **3. Soziale Netzwerke und Sozialkapital**

Allein die Tatsache, dass immer mehr MigrantInnen in Deutschland leben, bedeutet eine Veränderung in der Lebenswelt aller BürgerInnen. Ein Kontakt zwischen MigrantInnen und Einheimischen ist trotz residenzieller Segregation in manchen Vierteln meist unvermeidlich. Ob persönliche soziale Netzwerke zwischen den Menschen unterschiedlicher Herkunft entstehen, ist ein wichtiger Indikator für Integration. Netzwerke bedeuten, dass negative Auswirkungen von Segmentation und Segregation nicht überwiegen, sondern eine Annäherung von Seiten der MigrantInnen und von Seiten der deutschen Bevölkerung stattfinden (Held 2009, S. 122 f.).

Für Esser (2002, S. 4) ist eine gelungene Sozialintegration mit der Existenz von sozialen Netzwerken gleichzusetzen, während eine Systemintegration den Einbezug der Menschen beispielsweise in staatliche Institutionen oder das wirtschaftliche System ist. Beide Arten von Integration können nebeneinander existieren. Den Interkulturellen Gärten geht es um eine zu fördernde Sozialintegration in einer modernen Realität, in der soziale Beziehungen nicht mehr überlebensnotwendig sind. Eine verringerte ökonomische Abhängigkeit der Menschen untereinander aufgrund der schwindenden Bedeutung von Selbstversorgung und die zunehmende Anonymisierung vor allem in Städten, haben einen Verlust sozialer Beziehungen und Netzwerke zur Folge (Müller 2002, S. 56). Diese werden nicht mehr aufgrund von Notwendigkeit eingegangen, sondern auf Basis des Bedürfnisses nach Nähe. Ein großer Teil der in Deutschland lebenden MigrantInnen stammt jedoch aus Gesellschaften, in denen sozialen Netzwerken ein höherer Stellenwert beigemessen wird (ebd., S. 56). Für eine Person, die nach Deutschland einwandert ist daher die Herstellung sozialer Netzwerke sehr wichtig. Dies kann einerseits allein innerhalb ethnischer Gemeinden geschehen, in denen die Mitglieder ein ähnliches Verständnis von sozialen Beziehungen besitzen. Andererseits entstehen aber auch Netzwerke zwischen ethnischen Gruppen und Einheimischen. Wie Kontakte entstehen, hängt von

Räumen ab, welche die Möglichkeit zur Entstehung von Netzwerken bieten und der Bereitschaft jeder einzelnen AkteurIn, Kontakte zu knüpfen und zu pflegen.

Im Zusammenhang mit sozialen Netzwerken ist auch der Begriff des Sozialkapitals zu nennen, welches durch diese Beziehungen entsteht. Sozialkapital für den Einzelnen bedeutet Vertrauen und Anerkennung im persönlichen Umfeld, das aber gleichzeitig auch weitere Kreise ziehen kann. In diesem Sinne kann Sozialkapital dazu beitragen, Vorurteile abzubauen und durch ständigen Kontakt der Menschen unterschiedlicher Herkunft, Alters und Status untereinander Solidarität und Vertrauen zu etablieren (Han-Broich 2012, S. 105). So sind Organisationen des freiwilligen Engagements „Produzenten sozialen Kapitals und gleichzeitig auch [...] Träger dieser Kapitalform“ (ebd., S. 105).

*Annahme: Integration erfordert den Aufbau von sozialen Netzwerken, die zwischen verschiedenen ethnischen Gruppen und Menschen unterschiedlicher sozialer Schichten stattfindet. Interkulturelle Gärten ermöglichen das Entstehen solcher Netzwerke.*

#### **4. Souveränität als Bedingung und Voraussetzung für Integration**

In einer globalisierten und marktbestimmten Gesellschaft begeben sich die Menschen in der Beschaffung ihrer Lebensgrundlage weg von persönlicher Abhängigkeit in sozialen Beziehungen in unzählige ökonomische Abhängigkeiten hinein (Müller 2002, S. 56). Auf diese Weise entsteht „Bedürftigkeit [...] erst in der warenproduzierenden Gesellschaft, die ihre Mitglieder zu ‚belieferungsbedürftigen Mängelwesen‘ degradiert“ (ebd., S. 57).

Die Souveränität, die Interkulturelle Gärten bieten, ist ein wichtiger Motivationsgrund, aus denen letztendlich ein Projekt entsteht. Auch Alexander Schmid, der Beauftragte der Landeshauptstadt Stuttgart für Urbanes Gärtnern empfindet die Eigeninitiative als Grundelement der Gemeinschaftsgärten:

„Die Eigenmotivation kommt daher, dass die Leute das selbst machen können, also Eigenbestimmung und Eigenmotivation sind ganz wichtig“ (Schmid 2015, S.2).

Wenn die Mitglieder ein Stück Land selbstbestimmt gestalten können, steigt gleichzeitig auch die Motivation und die Verbundenheit mit dem Projekt und mit dem Ort des Gartens. Wenn Interkulturelle Gärten aus der Mitte der Gesellschaft entstanden sind und bestehen, begründen sich ihre Erfolge unter anderem darauf, dass

Integration mit einer gewissen ökonomischen Souveränität gekoppelt wird, indem die Gärtnerinnen und GärtnerInnen sich ein Stückweit selbst versorgen können und andererseits Möglichkeiten sozialer Anerkennung und Wertschätzung geschaffen werden (Müller 2002, S. 53). Gastfreundschaft und Gemeinschaftssinn beizubehalten, die in vielen Kulturkreisen einen höheren Stellenwert besitzen als in der hiesigen individualistisch geprägten Gesellschaft, kann durch gemeinschaftsstiftende Aktionen und Güter gelingen. Der Stellenwert von Souveränität im Sinne von „etwas anzubieten haben“, seien es Lebensmittel oder Raum für Feste und Treffen, ist bei vielen Zuwanderern sehr hoch (ebd., S. 55). Diese Möglichkeit wird in Interkulturellen Gärten gegeben. Auch materieller Austausch von Nahrungsmitteln, Pflanzen, Samen oder Rezepten, bedeutet für die Menschen einen Gewinn an Souveränität und schafft den Zugang zu bisher unbekanntem Ressourcen. Gleichzeitig kann die Gartenaktivität auch einen therapeutischen Effekt auf die GärtnerInnen haben, was wiederum deren Lebensqualität steigert (Werner 2008, S. 3).

Ein weiterer wichtiger Aspekt der Souveränität liegt in der Gestaltung der Freizeit in der Natur, durch die Möglichkeit, im Freien zu arbeiten und trotz eventuell beengter Wohnverhältnisse ohne Garten, sich im Sommer auch in der Natur aufzuhalten. Diese Möglichkeit kann die Lebensqualität der Menschen enorm steigern.

*Annahme: Souveränität und Selbstbestimmung der Lebensumstände sind Voraussetzung und gleichzeitig Bedingung für eine gelungene Integration. Interkulturelle Gärten tragen dazu bei, dass die GärtnerInnen ihren Alltag sinnhaft und selbstbestimmt gestalten können und Anerkennung erhalten.*

## **5. Freiwilliges Engagement**

„Viele Internationale GärtnerInnen versuchen, inmitten des Widerspruchsfelds Moderne die Wertschätzung der sozialen Gegenseitigkeit aufrechtzuerhalten und tragen nicht zuletzt auf diese Weise zur Konstitution von Zivilgesellschaft bei, der ihrerseits angesichts des steten Niedergangs des Sozialstaats eine immer größere Bedeutung zugeschrieben wird“ (Müller 2002, S. 53).

Die Idee einer Zivil- oder Bürgergesellschaft hat in den letzten Jahren in Europa und auch in Deutschland eine große Beliebtheit in verschiedenen Lagern der Politik erfahren. Auch in der Forschung beschäftigen sich Wissenschaftler aller geisteswissenschaftlichen Richtungen mit Partizipation und Bürgergesellschaft (Klatt 2013, S. 135–136). Als Zivilgesellschaft wird ein gesellschaftlicher Raum jenseits von

Markt, Staat aber auch jenseits des Privaten verstanden (Han-Broich 2012, S. 97 f.). Dieser Raum findet sich in den Einrichtungen von Ehrenamt und bürgerschaftlichem Engagement, die auf eine lange Geschichte in Deutschland zurückblicken können, welche bis ins 19. Jahrhundert zurückreicht und sich auf die freiwilligen Aktivitäten von BürgerInnen für die Gesellschaft bezieht. Dies geschieht im Rahmen von Ehrenamt in klassischen Organisationen, Verbänden und Vereinen, die traditionell staatlich eingebunden sind, aber auch durch andere Träger, wie beispielsweise die Kirche. Auch politisches und soziales Engagement oder selbst organisierte Aktivitäten, etwa die Nachbarschaftshilfe gelten als freiwilliges Engagement (ebd. S. 65 f.). Dieses zeichnet sich dadurch aus, „dass es einen bewussten und selbstorganisierten Beitrag zur Gestaltung des lokalen Lebensumfeldes leisten will“ (ebd., S. 66). Von den Begrifflichkeiten setzt sich im öffentlichen Diskurs immer stärker der des „freiwilligen Engagements“ durch, welcher sowohl traditionelles Ehrenamt als auch bürgerschaftliches Engagement mit einschließt (ebd., S. 67).

Bei deren Erforschung werden informelle Strukturen der Bürgerbeteiligung besonders in kleineren geographischen Räumen außer Acht gelassen, die häufig von sozial benachteiligten Gruppen genutzt werden (Klatt 2013, S. 135–136). Angesichts der gesellschaftlichen Entwicklungen, besonders auch der Frage nach der Integration von Flüchtlingen, spielt das freiwillige Engagement in der Gesellschaft, sowohl unter Einheimischen als auch unter Zugezogenen, eine zunehmend wichtige Rolle. Im wissenschaftlichen Diskurs haben drei Ebenen zur Integration im Bezug auf freiwilliges Engagement eine Bedeutung: Erstens die Frage nach der Motivation für dieses Engagement von Individuen und das Wirken für die Gemeinschaftsbildung und die soziale Integration; zweitens die Integration innerhalb eines Vereins oder Zusammenschlusses und die Leistung dieser, ihre Mitglieder auch außerhalb in die Gesellschaft zu integrieren und drittens die Nutzung von in solchen Vereinen entstehendem Sozialkapital als Chance (Han-Broich 2012, S. 103 ff.).

Zur Integration in den Vereinen der Interkulturellen Gärten schreibt Christa Müller:

„Der womöglich erfolgreichste Weg zur Integration ist, wenn die EinwanderInnen selbst das Aufnahmeland mitgestalten und darüber eine neue Verwurzelung des eigenen Lebens erreichen, ohne dabei jedoch – und das scheint die eigentliche Schwierigkeit zu sein – sich genötigt zu fühlen, ihre unterschiedlichen Identitäten aufzugeben“ (Müller 2002, S. 45).

Sie sieht also gerade im Aktivwerden, in der Mitgestaltung der MigrantInnen der direkten Wohnumgebung zusammen mit Deutschen, eine große Chance zur Integration. Katrin Düsener (2010, S. 252) stellt in ihrer Studie zu Integration und Ehrenamt fest, dass ehrenamtliches Engagement dazu beiträgt, Exklusion zu überwinden. Indem Räume der Arbeit außerhalb der Erwerbstätigkeit geschaffen werden, können auch Menschen, die wenig soziale Anerkennung erhalten, eine sinnhafte Tätigkeit ausführen. Auch von Seiten der Politik wird Engagement von MigrantInnen positiv aufgefasst und gefördert. So ist dem Ehrenamt im Nationalen Aktionsplan Integration der Bundesregierung ein Kapitel gewidmet, in der die Teilhabe an ehrenamtlichen Aktivitäten als wichtiges Integrationsinstrument gesehen wird. Der Zugang zu traditionellen Institutionen des Engagements, wie Vereine und Verbände, soll für MigrantInnen erleichtert werden und die Teilhabe durch das Schaffen neuer Angebote und die Schaffung neuer MigrantInnenorganisationen vom Bund gefördert werden (BAMF 2011, S. 287 ff.).

Auch Interkulturelle Gärten sind Orte des Engagements. Oft steht ein Verein hinter der Organisation dieser Projekte (anstiftung&ertomis 2016), wobei diese Vereine meist sehr jung sind, und nicht unbedingt dem traditionellen Ehrenamt entsprechen.

*Annahme: Freiwilliges Engagement fördert eine gelungene Integration von einzelnen Personen und Familien. Interkulturellen Gärten sind speziell geschaffene Partizipationsräume, die Engagement ermöglichen.*

## **6. Offenheit des Projektes und Gleichberechtigung Aller**

Die Frage nach Gleichberechtigung entspricht einer politikwissenschaftlichen Sichtweise auf Integration. Zunächst einmal bezieht sich die Gleichberechtigung institutionell auf Staatsebene, jedoch schließt sie auch mit ein, „dass diese [MigrantInnen] staatsbürgerlich, sozial und kulturell gleichberechtigt sind und auch als gleichberechtigte Bürger in der Aufnahmegesellschaft akzeptiert werden“ (Grote 2011, S. 5). Allgemein betrachtet bezieht sich die Zugehörigkeit auf den Grad an Anerkennung innerhalb einer Gesellschaft (Foroutan 2010, S. 10). Auch bei Esser (2001, S. 69) stellt die strukturelle Assimilation die Voraussetzung für die soziale und kulturelle Assimilation dar. Zunächst ist es also erst einmal wichtig, dass MigrantInnen den Zugang zu verschiedenen Institutionen haben, damit sie die gleichen Möglichkeiten besitzen wie deutsche StaatsbürgerInnen, am Leben teilzunehmen. Der Status, den der Staat verleiht, also ob jemand ein Aufenthaltsrecht besitzt, die

Staatsbürgerschaft oder sich noch im Asylverfahren befindet, bestimmt in vielen Bereichen über die Möglichkeiten, am Berufsleben, in der Politik und am Alltag teilzunehmen.

Für Integrationsprojekte wie die Interkulturellen Gärten bedeutet das, dass zunächst strukturell Gleichberechtigung hergestellt sein muss, um Integration auch kulturell und sozial zu fördern. Eine Offenheit für Menschen verschiedener Herkunft, Status und sozialen Schichten ist daher zunächst einmal Voraussetzung für die Möglichkeit, dass integrierende soziale Netzwerke entstehen. Wenn dieser Zugang zu den Gärten gewährleistet ist, ist die Gleichberechtigung im Garten selbst der nächste Schritt. Denn die Interkulturellen Gärten vertreten ein Integrationskonzept, das nicht auf der Anerkennung einer bestimmten ethnischen Gruppe basiert, sondern auf dem sozialen Miteinander aller und dem Entstehen einer pluralen Gesellschaft (Müller 2002, S. 44). Die GärtnerInnen sollen also im Verein und im Garten die gleichen Rechte haben, die Gestaltung des Projektes aktiv mitzubestimmen. Für die Gestaltung eines solchen Projektes kann eine Etikettierung von Menschen als „MigrantIn“ hinderlich sein, vor allem wenn die Person keine eigene Migrationserfahrung besitzt. Eine auf Diversität bezogene Gleichberechtigung der Individuen ist daher Grundvoraussetzung für das Funktionieren des Prinzips der Interkulturellen Gärten (Beer 2013, S. 46 f.).

Offenheit wird hier auch in dem Sinn verstanden, dass diese Gärten nach innen sichere Räume für die Mitglieder darstellen, sie aber gleichzeitig halböffentliche Räume darstellen, das heißt, sich nach außen öffnen und Nicht-Mitgliedern die Möglichkeit der Partizipation bieten. Solche Zwischenräume sind in Deutschland selten, finden sich aber im Konzept Interkultureller Gärten wieder (Werner 2008, S. 2).

Annahme: Integration manifestiert sich im Austausch verschiedener Bevölkerungsgruppen. Die Teilnahme in den Gärten ist prinzipiell für alle Bevölkerungsgruppen möglich. Dadurch entsteht eine Durchmischung der Teilnehmer. Diese sind im Garten strukturell und tatsächlich gleichberechtigt.

## **7. Identitätskonstruktion und transkulturelle Identitäten**

Identitäten sind nicht statisch, sondern wandeln sich ständig. Identitäten von MigrantInnen sind nicht allein an ihrer Herkunft festzumachen, sondern vielmehr aus einer Vielzahl an Merkmalen der einzelnen Personen wie Haltung zur Religion, ob liberale oder konservative Einstellung, sozialer Status oder Bildungsressourcen (Luft 2013, S. 119). Historisch betrachtet basieren Identitäten von Individuen oder kollektive

Identitäten auch auf bestimmte Gesellschaftsformen und deren Werte, wie beispielsweise dem Nationalstaat oder Klassen in Industriegesellschaften. Individualisierungsprozesse werden von kollektiven Werten und Regeln begrenzt. In den letzten Jahrzehnten findet in der Gesellschaft jedoch immer mehr eine Individualisierung und Entkopplung von diesen Werten und Ordnungen statt, der Einzelne sieht sich viel mehr im Spannungsfeld verschiedener Motivationen, Werte, Lebensstile und Erfahrungen, wodurch auch die das Verhältnis des Einzelnen zur Gesellschaft verändert wird (Düsener 2010, S. 45 ff.).

Stuart Hall stellt fest, dass Identitäten „sowohl ‚außen‘, in der Gesellschaft, [...] als auch ‚innen‘, in den Köpfen jedes Individuums“ bestehen (Hall 1994, S. 186). Außerdem hänge die Identität nicht von der sozialen Klasse ab und zerstreuen immer weiter in politischen Systemen und neuen sozialen Bewegungen (ebd. S. 186). Hinzu kommt, dass durch Globalisierungsprozesse weitreichende Wanderungsnetze von MigrantInnen entstehen, was zu einer Veränderung von Identitäten und Ethnizität führt. Laut Stuart Hall ist die Globalisierung ebenso wie für das Selbstverständliche werden des „Anderen“ und der Tendenz zur globalen Homogenisierung Grund für ein neues Bewusstsein nationaler und lokaler Identitäten (Hall 1994, S. 213).

Trans- oder multikulturelle Identitäten werden heutzutage auch in Deutschland zur Normalität. So fordern immer mehr Menschen:

„Statt ängstlicher Anpassungsversuche ein selbstbewusst positiver Entwurf: Diese Menschen beanspruchen eine Identität, die beides zugleich ist, nicht eins auf die Kosten des anderen“ (Beck-Gernsheim 1998, S. 126).

Identitäten sind aber nicht nur Privatsache, sondern sind auch für die Gesellschaft relevant (ebd., S. 127). Integration sollte daher als ein Prozess betrachtet werden, der Identitäten formt und die verschiedenen transkulturellen, lokalen und nationalen Identitäten mit einbezieht. Ein aufeinander Zugehen von allen Seiten ist erforderlich und die Vorstellung von einer Angleichung allein von Seiten der MigrantInnen gilt als überholt (Müller 2002, S. 42). Zur Alltagsbewältigung sind in Interkulturellen Gärten transkulturelle Räume entstanden, die durch Gemeinschaftsstiftung Integration auf einer anderen Ebene in der Gesellschaft verankern, als durch Marktintegration und institutionelle Regelungen (Müller 2002, S. 31).

„Es existiert keine Dualität von Fremdem und Eigenem, sondern eine Vielfalt von Fremdheiten, die der Versuch eint, sich heimisch zu machen. Hier realisieren sich

unerwartete Formen von ethnischer und zugleich nicht-ethnischer Identitätsbildung“ (ebd., S. 49).

Die Bildung von neuen Identitäten und die Entwicklung und Förderung von transkulturellen Identitäten und postmigrantischen Sichtweisen in Interkulturellen Gärten ist außerdem ein Faktor, der Rassismus und Diskriminierung abschwächt. Identitätsbildung als Prozess lässt sich also in den Interkulturellen Gärten beobachten. Neue Identitäten entstehen und Transkulturalität wird gefördert. Die MigrantInnen fühlen sich angenommen und zu Hause in ihrem neuen Wohnumfeld.

*Annahme: Integration ist auch eine Frage der Identitätskonstruktion. Das Fremdbild und das Selbstbild der GärtnerInnen wandeln sich durch die Aktivität im Garten. Es findet eine Identifikation der MigrantInnen mit dem Garten und dadurch auch der neuen Heimat statt. Gleichzeitig bauen deutsche GärtnerInnen Vorurteile ab. Die Gärten stellen in diesem Kontext transkulturelle Räume dar, in denen sich neue Identitäten entwickeln können.*

## **8. Integration im räumlichen Kontext**

Um die Integrationswirkung eines Projektes beurteilen zu können, ist es wichtig, auch den räumlichen Aspekt, das Umfeld des Projektes, in dem es sich befindet zu betrachten. In diesem Fall handelt es sich bei Ditzingen je nach Auslegung um eine Klein- beziehungsweise Mittelstadt. Die Stadtforschung hat ihr Interesse erst seit kurzer Zeit neben den Prozessen in Groß- nun auch den Klein- und Mittelstädten zugewendet (Grüger & Schäuble 2005, S. 377). Dasselbe gilt für die deutsche Integrationsforschung, die sich seit Jahrzehnten hauptsächlich auf die Zentren der Migration und damit auch der Integration konzentrierte – die Großstädte und Ballungszentren im Land. Die Migration in die Klein- und Mittelstädte jedoch nimmt stetig zu (Kreichauf 2012, S. 12).

Im Anbetracht bestehender Integrationsmodelle und der Tatsache, dass es in Deutschland Konflikte, Marginalisierung und Diskriminierung auf alltäglicher Ebene gibt, ist zu hinterfragen, welche Rolle der Politik auf EU- und Bundesebene zugestanden werden darf, und wo die Bürgergesellschaft aktiv werden muss, um ein friedliches Zusammenleben zu gewährleisten. Das Miteinander verschiedenster Gruppen wird zwar maßgeblich durch institutionelle Strukturen auf höheren Ebenen mitbestimmt, äußert sich jedoch vor allem im Alltag der Menschen vor Ort (West 2013, S. 195). Zwar bildet die Migrations- und Integrationspolitik die Basis für eine System-

und Sozialintegration, die tatsächlichen Integrationsprozesse im Wirkungsraum der Lebenswelt jedoch finden in den Gemeinden und Städten selbst statt:

„Auf nationalstaatlicher Ebene wird entlang eines tradierten nationalen Selbstverständnisses von Gesellschaft, über welches Identität und somit Zugehörigkeit zum Kollektiv konstruiert wird, ein Verständnis von Integration und integrationspolitischen Grundsätzen entwickelt. Faktische Integrationsarbeit hingegen wird auf der lokalen Ebene geleistet“ (ebd., S. 195).

Um Integration in der Kleinstadt zu betrachten, muss zunächst ein Perspektivwechsel stattfinden. Von der Sicht von außen auf einen scheinbar klar abgegrenzten Raum, in dem Integration stattfinden soll, ist eine Hinwendung zu einer Sicht von innen, also aus lebensweltlicher Perspektive, notwendig. Denn schließlich ist „die Gestaltung sozialer und kultureller Vielfalt [...] eine Herausforderung für die gesamte Stadt- oder Quartiersgesellschaft, von der die Menschen mit Migrationshintergrund ein selbstverständlicher Teil sind“ (Beer 2013, 2013, S. 45).

Eine Auswahl des Indikators der Bedingungen für Integration in einer Kleinstadt ist von Bedeutung, da Zuwanderung in diesen Orten anders erfahren wird:

„Die Auseinandersetzung zwischen den Einheimischen und den Zugewanderten ist sichtbarer, kleinräumig und im Alltag spürbar. Die Kleinstadt zeichnet sich durch soziale und räumliche Überschaubarkeit, soziale Nähe und Kontrolle sowie Intimität aus“ (Kreichauf 2012, S. 25).

Wie auch in einer Großstadt sind auch in kleineren Städten die Verläufe und die Zugänge zur Integration je nach Herkunft und Hintergrund der Zugewanderten einerseits und Einstellung der einheimischen Bevölkerung andererseits sehr unterschiedlich. Unmittelbarer ist jedoch die Wahrnehmung der Prozesse durch die Bevölkerung (ebd. S. 26).

Segregationsprozesse aus der Sicht aktueller Diskurse sind in der Öffentlichkeit und Politik wenig wünschenswert, denn räumliche Segregation gilt als schlechte Voraussetzung für die Interaktion zwischen Menschen verschiedener ethnischer und sozialer Gruppen. Segregation entgegenzuwirken erfordert eine nachhaltige Stadtplanung und -politik. Laut Luft (2013, S. 118) müssen Bund, Länder und Kommunen zusammenarbeiten um in Bildungs- Arbeits- und Wohnungspolitik Gegenmaßnahmen zu entwickeln. Die Kommunen können so mit einer Politik, die das Entstehen von Interkulturellen Gärten fördert zu einer Verringerung von durch

Segregation entstehenden Problemen beitragen. Die gewünschte Integration als Gegenentwurf zur Segregation kann in kleinen räumlichen Kontexten wie auf Quartiersebene oder der Kleinstadt besonders gut umgesetzt werden, da es eine übersichtliche Einheit darstellt und dort direkter Kontakt zwischen AkteurInnen besteht:

„Das Quartier als Ort alltäglicher Lebenswelten, kann entweder eine Ressource zur Lebensbewältigung für die dort wohnenden Menschen darstellen oder eben diese erschweren“ (Schnur et al. 2013, S. 9).

Bei der vorliegenden Forschung sollen die Interkulturellen Gärten als Lebenswelt im Kontext der Kleinstadt Ditzingen hin untersucht werden. Dabei interessiert, welche AkteurInnen im Garten beteiligt sind, welche Rolle räumliche Bezüge für diese spielen und inwiefern sich das Bild der Stadt für sie durch den Garten verändert hat. Inwiefern dabei Segregationsprozesse in Ditzingen stattfinden, kann im Rahmen der Arbeit nicht weiter untersucht werden. Hingegen soll in Anbetracht dieses Indikators festgestellt werden, inwiefern Interkulturelle Gärten Zugewanderten die Möglichkeit bieten, sich selbst den Raum anzueignen und eine Identifikation mit dem Ort zu schaffen.

Der Einfluss der Räumlichkeit ist jedoch nicht eindimensional. Genau wie die räumliche Struktur auf die Entstehung und die Integrationsleistung der Gärten wirkt, so ist die Außenwirkung der Projekte auf die Umgebung nicht von der Hand zu weisen. Gerade durch die erwähnte, in Kleinstädten besonders offensichtliche Bedeutung von Integration, können Interkulturelle Gärten durchaus eine Strahlkraft auf ihre Umgebung entwickeln. Daher wird von Seiten der Interkulturellen Gärten darauf hingewiesen, dass eine Vernetzung mit der Stadt, mit dem Stadtteil und der Nachbarschaft die Stadtgestaltung und die Attraktivität der Umgebung deutlich verbessern kann, was aber auch ungewollte und negative Folgen wie Gentrifizierungsprozesse nach sich ziehen kann (Martens et al. 2014, S. 51).

*Annahme: Die Integration ist immer im Kontext von räumlicher Gegebenheit zu betrachten. Interkulturelle Gärten besitzen in Kleinstädten eine besondere Rolle. Das Bestehen eines Interkulturellen Gartens trägt zu einer verbesserten Integration bei, die über das Projekt hinaus geht und verringert bestehende Vorurteile seitens der Bevölkerung. Wichtig ist auch die Unterstützung der Kommune für den Garten.*

## **5 FORSCHUNGSDESIGN**

Im Folgenden werden die in der Arbeit verwendeten qualitativen Methoden begründet und das Vorgehen hinsichtlich der Datenerhebungs- und Analysemethoden vorgestellt.

### **5.1 Begründung der Methodenwahl**

Für die Beantwortung der Forschungsfragen bietet sich eine Verwendung von qualitativen Methoden an. Untersuchungen auf Ebene der Lebenswelt sowie Meinungen und Erfahrungen lassen sich nur unzureichend mit quantitativen Forschungsmethoden erfassen (Reuber & Pfaffenbach 2005, S. 46). Vielmehr soll durch die Auswahl eines Fallbeispiels diese Forschung in die Tiefe statt in die Breite gehen und die Strukturen eines Interkulturellen Gartens untersucht werden.

Grundsätzlich orientiert sich die qualitative Sozialforschung an einem interpretativen Paradigma, welches Subjektivität und Kontextualität anerkennt und voraussetzt. Das interpretative Paradigma, welches der qualitativen Forschung zugrunde liegt, befasst sich mit der Position der ForscherIn im Feld. Dort werden soziale Wirklichkeiten konstruiert und interpretiert. Die Wirklichkeit wird als Konstruktion verstanden und die Forschung bildet eine Rekonstruktion dieser Konstruktion. Auch in der qualitativen Forschung in der Humangeographie geht es darum, verschiedene Konstruktionen und Interpretationen gegeneinander abzuwägen (Reuber & Pfaffenbach 2005, S. 110). Ziel der Forschung ist es, gegenstandsorientiert zu arbeiten und theoretische Überlegungen als vorläufig zu betrachten. Im zirkulären Forschungsprozess werden theoretische Vorannahmen, die Auswahl der Untersuchungsobjekte und das empirisch gewonnene Material stetig abgewogen, damit am Ende eine Art von Theoriebildung steht (Flick 2011, S. 127 ff.). Diese Zirkularität des Forschungsprozesses findet sich in der Erstellung der Indikatoren in Kapitel 4 und deren Auswertung in Kapitel 7.2 wieder, die ich im Forschungsprozess immer wieder reflektierte und hinterfragte.

Bereits vorhandene Theorien dienen zur Begrenzung des Forschungsfeldes und stellen einen Rahmen für die gewonnenen Daten dar. In der Forschung soll eher induktiv vorgegangen werden. Dabei sollen theoretische Überlegungen aus empirischen Beobachtungen generiert werden, mit dem Hintergrund theoretischen Vorwissenes (ebd., S. 23).

Die qualitative Forschung zeichnet sich durch Gegenstandsangemessenheit, die Berücksichtigung verschiedener Sichtweisen, Offenheit und der kritischen Reflexion der ForscherIn aus (Meier Kruker & Rauh 2005, S. 13). Da ich von einem Integrationsverständnis ausgehe, welches die Lebenswelten der Befragten in den Vordergrund stellt, und diese Lebenswelten sich durch quantitative Verfahren kaum reproduzieren und verstehen lassen (Reuber & Pfaffenbach 2005, S. 46), stellen qualitative, problemzentrierte Interviews ein gegenstandsangemessenes Instrument dar, um die Lebenswelten und Erfahrungen der GärtnerInnen zu erfassen.

Die Masterarbeit ist als Fallstudie angelegt, wobei ein Fallbeispiel, der Internationale Garten Ditzingen, analysiert werden sollen. Nach Flick werden Einzelfälle deshalb zur Analyse herangezogen, weil sie „als ein typisches oder besonders aufschlussreiches Beispiel für ein allgemeines Problem“ gelten. Ein Vergleich wird nicht angestrebt und darin liegt auch der Vorteil von Fallstudien, welche die Möglichkeiten der Methoden voll ausschöpfen können. Gleichzeitig kann Verallgemeinerung und das Ziehen von Rückschlüssen auf andere Fälle ein Problem darstellen (Flick 2011, S. 178). Der Internationale Garten in Ditzingen beispielsweise kann als besonders aufschlussreiches Beispiel für einen Interkulturellen Garten in einer Kleinstadt im Ballungsgebiet einer Großstadt gelten. Um zu prüfen, ob dieses Beispiel jedoch verallgemeinert werden kann, wären weitere Fallstudien von Vorteil.

## **5.2 Datenerhebungsmethoden – Qualitative Interviews**

Im Zuge der Forschung führte ich insgesamt zehn qualitative, problemzentrierte und leitfadengestützte Interviews mit fünf ExperteInnen und sechs GärtnerInnen (darunter ein Interview mit zwei Personen), wobei die Experten zum Teil gleichzeitig auch selbst als GärtnerInnen im Verein aktiv sind.

Das problemzentrierte, leitfadengestützte Interview handhabt sich im Vergleich zu anderen qualitativen Interviewarten an einer Struktur, welche aber flexibel nutzbar ist. Ein Beispiel für eine gänzlich offene Interviewart ist das narrative Interview (Reuber & Pfaffenbach 2005, S. 131). Weiterhin ist

„ein theoretisches Konzept [...] vorhanden, die Annahmen werden durch die Interviews mit der sozialen Realität konfrontiert, plausibilisiert und modifiziert; das Interview kann sowohl eine Erzählsequenz enthalten als auch eine leitfadengestützte Sequenz als auch eine kurze standardisierte Fragebogensequenz“ (ebd., S. 131).

In der Praxis kann das leitfadengestützte Interview in vier Phasen gegliedert werden: das Vorstellen, die Einleitungsfragen, das eigentliche Thema und der Abschluss. Der Leitfaden stellt dabei, eine Richtlinie für den Interviewer dar. Er wird im Vorfeld erstellt und auf ihm wird festgehalten, was gesagt und gefragt werden soll. Dabei soll der Leitfaden jedoch nicht starr Frage für Frage abgearbeitet werden, sondern bietet Spielraum für das Überspringen von Fragen oder ganzen Themenblöcken (Meier Kruker & Rauh 2005, S. 71). Verständnisfragen des Interviewers helfen, Widersprüche zu klären. Wichtig ist bei dieser Interviewform der Einstieg, der allgemein in das Thema einführen und eine vertrauliche Atmosphäre schaffen soll (Flick 2011, S. 210 f.).

Die Interviewleitfäden entwickelte ich anhand der aus der Theorie hergeleiteten festgelegten Indikatoren (vgl. Kapitel 4) zur Integrationswirkung von Interkulturellen Gärten. Der Hauptteil des Leitfadens ist nach den Themenblöcken der Indikatoren gegliedert (vgl. Anlage 1 & Anlage 2). Für die einzelnen Fragen gilt aber, dass sie sich nicht unbedingt nur einem Themenblock zuordnen lassen, sondern dass durch ihre Beantwortung mehrere Indikatoren abgedeckt werden können.

Im Anschluss an die Interviews fertigte ich bei jedem Befragten ein Postscript an, in dem quantitative Merkmale wie Alter, Adresse und Name vermerkt wurde und in denen ich die Eindrücke und Erfahrungen im Interview sammelte. Anschließend transkribierte ich die Interviews händisch. Dabei verwendete ich einfache Transkriptionsregeln nach Dresing und Pehl. Bei diesen wird die Sprache geglättet und die Wörter ins Hochdeutsche übersetzt (Dresing & Pehl 2013, S. 22 ff.). Auf Verbesserungen des Satzbaus und der Grammatik wurde verzichtet, da einige InterviewpartnerInnen keine MuttersprachlerInnen sind und die Veränderungen teilweise gravierend gewesen wären, was die Aussage unter Umständen verfälscht hätte. Anschließend anonymisierte ich die Interviews mit den GärtnerInnen. Die Anonymisierung erfolgte durch das Ersetzen des Namens durch ein Pseudonym (vgl. Tabelle 1).

### **5.2.1 Leitfadeninterviews mit den GärtnerInnen**

Ziel einer qualitativen Forschung ist nicht, möglichst viele Interviews zu führen, sondern durch diese Tiefe im Themenbereich zu erreichen (Reuber & Pfaffenbach 2005, S. 150).

Als Grundgesamtheit der möglichen Interviewpartner wurden alle Vereinsmitglieder und deren Familienangehörigen des Internationalen Garten Ditzingen betrachtet. Eine Vollerhebung war aufgrund verschiedener Faktoren (zeitliche und inhaltliche Begrenzung, eingeschränkte Mittel, Sprachbarrieren) nicht möglich. Um eine Auswahl an InterviewpartnerInnen zu treffen orientierte ich mich am Prozess des „Theoretical Samplings“. Dabei werden Personen nicht nach der Schichtung oder nach Repräsentativität ausgewählt, sondern nach dem Informationsgehalt, den sie liefern. Neue InterviewpartnerInnen werden prozesshaft ausgewählt. Die Kriterien für eine Auswahl begründen sich auf theoretische Vorüberlegungen (Flick 2011, S. 159 f.). Eine weitere Rolle bei meiner Auswahl spielte außerdem die Erreichbarkeit der Forschungssubjekte. Aufgrund einer geringen Größe der Grundgesamtheit, begrenzten Mitteln, Schwierigkeiten bei der Kontaktaufnahme und sprachlichen Barrieren wurden neben der theoretischen Vorüberlegung auch die Fälle ausgewählt, die sich im Rahmen der Möglichkeiten anboten. Dieser taktische Schachzug wird auch „Convenience Sampling“ genannt und ist aus dem Grund zulässig, da eine Verallgemeinerbarkeit in der qualitativen Forschung nicht angestrebt werden kann (ebd., S 166).

Zunächst führte ich die Interviews mit den GärtnerInnen im Internationalen Garten Ditzingen. Dort lernte ich viele der Vereinsmitglieder bei zwei allmonatlichen Arbeitstreffen kennen. Bei dem zweiten Treffen machte ich mit Hilfe von Petra Kossek-Thiel, die auch als Expertin befragt wurde, die Interviewtermine mit den GärtnerInnen aus. Dabei achtete ich darauf, dass ich Personen unterschiedlicher Herkunft ansprach, die Personen sich auf Deutsch oder Englisch ausdrücken konnten und sich aktiv am Gartengeschehen beteiligen, um so möglichst breit gestreute Informationen zu erhalten (vgl. Tabelle 1).

Tabelle 1: Interviews GärtnerInnen

	<b>Name (Pseudonym)</b>	<b>Herkunft</b>
B1	Jacob Parker	USA
B2	Senai Semre	Eritrea
B3 & B4	Peter und Maria Bühler	Deutsch & Weißrussland
B5	Anette Fuchs	Slowakei
B6	Kebrina Yu	Hongkong

### 5.2.2 Experteninterviews

Das Experteninterview ist eine Sonderform des Leitfadenterviews. In dem Forschungskontext der Masterarbeit wurden Experteninterviews als Methode herangezogen um explorativ etwas über Urbanes Gärtnern in Stuttgart zu erfahren (Alexander Schmid). Außerdem sollten durch diese Interviewart Kontextinformationen über die Arbeitsweise der Gärten gewonnen werden, da die Mitglieder der Gärten zwar über ihre Lebenswelt berichten können, jedoch meist wenig Überblick über das Gartenprojekt an sich geben können (Flick 2011, S. 216). ExpertInnen besitzen immer spezielles Fachwissen, welches für das jeweilige Handlungsfeld von Bedeutung ist und die damit sozusagen als „Sachverständige“ im Feld agieren (ebd., S. 214).

Bei der Auswahl der InterviewpartnerInnen konzentrierte ich mich daher zunächst auf Personen, die bei der Gründung des Gartens dabei waren oder im Vorstand des Vereins aktiv sind. Durch die lange Mitarbeit und die Funktion als Koordinatoren haben diese Personen einen Überblick über die Entwicklung des Projekts, die Struktur der Mitglieder und über die Aktivitäten des Vereins. Sie haben sich außerdem intensiv mit dem Konzept der Interkulturellen Gärten auseinandergesetzt. Den ersten Befragten, Alexander Schmid, wählte ich in seiner Funktion als Beauftragter der Stadt Stuttgart für Urbanes Gärtnern aus, da er einen allgemeinen Überblick über die Gartenaktivitäten geben konnte. Nach der Verwerfung des Fallbeispiels in Stuttgart Hallschlag verlor dieses Interview für die Arbeit an Bedeutung. Das Interview konnte trotzdem in Teilen im allgemeinen Kontext der Arbeit verwendet werden. Insgesamt führte ich fünf Experteninterviews, mit Alexander Schmid, drei Mitgliedern des

Vereinsvorstandes von Ingaditz e.V. und Michael Makurath, dem Oberbürgermeister von Ditzingen, um eine städtische Perspektive mit einzubeziehen (vgl. Tabelle 2).

Tabelle 2: Interviews ExpertInnen

	<b>Name</b>	<b>Funktion als Experte</b>
(E1)	Alexander Schmid	Beauftragter der Stadt Stuttgart in der Koordinationsstelle Urbanes Gärtnern im Amt für Stadtplanung und Stadterneuerung)
E2	Petra Kossek-Thiel	Zweiter Vorstand Internationaler Garten Ditzingen e.V.
E3	Müslim Yazici	Erster Vorstand Internationaler Garten Ditzingen e.V.
E4	Winfried Doerjer	Gründungsmitglied und ehemaliger Vorstand Internationaler Garten Ditzingen e.V.
E5	Michael Makurath	Oberbürgermeister Stadt Ditzingen

### 5.3 Datenanalysemethoden

Als Auswertungsmethode des Textmaterials führte ich mithilfe des Analyseprogramms MAXQDA eine computergestützte qualitative Inhaltsanalyse nach Philipp Mayring (2010) durch. Die qualitative Inhaltsanalyse zeichnet sich dadurch aus, dass sie relevante Informationen aus dem gewonnenen Datenmaterial durch ein aus theoretischen Vorüberlegungen hervorgehen Kategoriensystem extrahiert und zusammenfasst (Flick 2011, S. 409).

Mayring (2010, S. 13) nennt sechs Punkte, die eine qualitative Inhaltsanalyse ausmachen:

1. Analyseeinheiten sind immer Kommunikations-Symbole,
2. die in irgendeiner Form dokumentiert sein müssen.
3. Sie ist durch systematische Bearbeitung gekennzeichnet.
4. Diese soll regelgeleitet sein,
5. in einem theoretischen Kontext stehen und
6. den Kontext der Kommunikation mit einbeziehen.

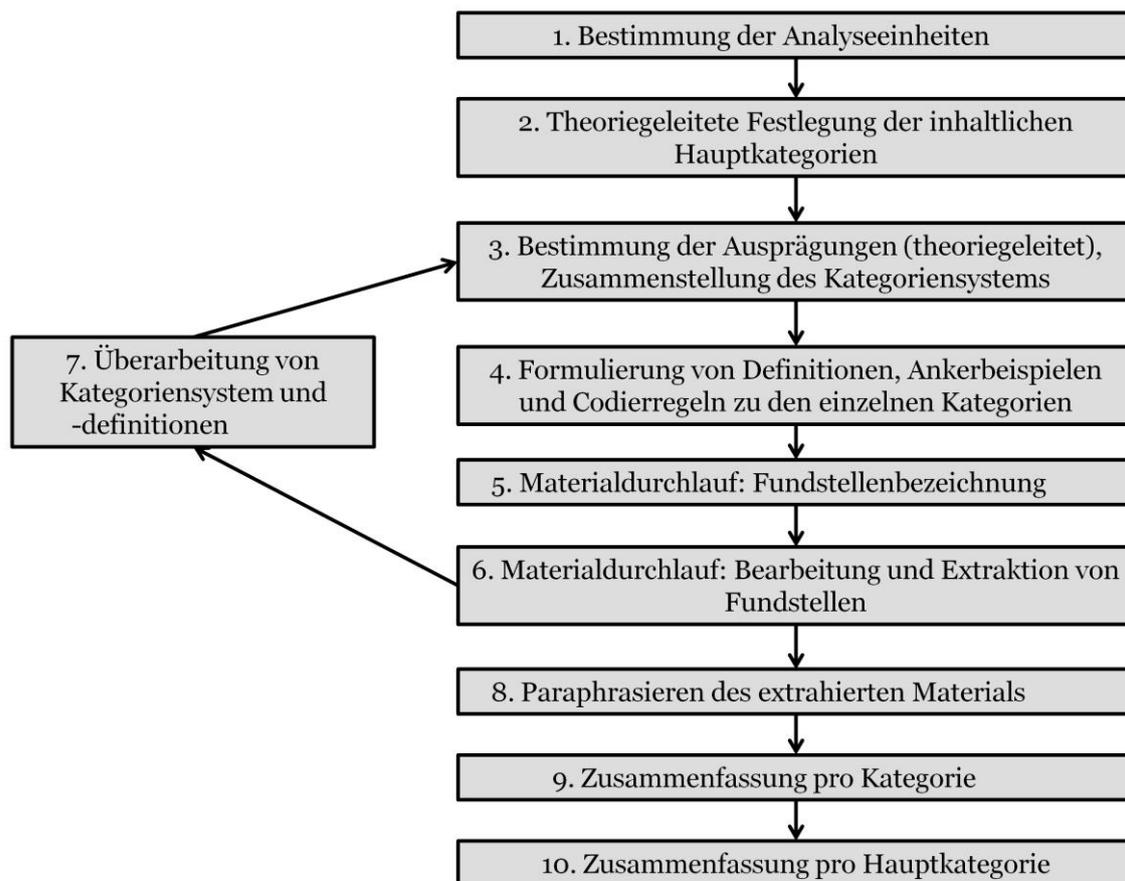
Ein weiteres Merkmal dieser Analysetechnik ist, dass sie in einzelne Analyseschritte geteilt wird, die offengelegt, und somit nachvollziehbar gemacht werden (ebd., S. 59).

Die qualitative Inhaltsanalyse wählte ich, da ich anhand von aus der Theorie abgeleiteten Indikatoren die Integrationsleistung der Gärten untersuchen wollte. Aus der Fragestellung und den Indikatoren ergibt sich ein Kategoriensystem, welches bei der Inhaltsanalyse verwendet werden kann (vgl. Anlage 3).

### **Die inhaltlich strukturierende Inhaltsanalyse**

Bei der inhaltlich strukturierenden Inhaltsanalyse wird, wie bei anderen Arten der strukturierenden Inhaltsanalyse, ein zuvor gebildetes Kategoriensystem auf das gewonnene Material angewendet. Dazu werden die Kategorien theoriegeleitet bestimmt, die Ausprägungen festgelegt und Regeln für die Zuordnung einer Textstelle zu einer bestimmten Kategorie gebildet (Mayring 2010, S. 92). Im Vergleich zu anderen Arten der strukturierenden Inhaltsanalyse – der formalen, typisierenden und skalierenden – bietet sich in diesem Fall die inhaltlich strukturierende an, da bestimmte inhaltliche Themenbereiche erfasst werden sollen und keine Typenbildung der Forschungssubjekte vorgenommen wird (ebd., S. 94).

Abbildung 2: Ablauf einer inhaltlich strukturierenden Inhaltsanalyse



Quelle: Eigene Darstellung nach Mayring 2010, S. 93-99

Die in Abbildung 2 schematisch dargestellte inhaltlich strukturierende Inhaltsanalyse zeigt den Verlauf des Forschungsprozess mit seinem reflexiven Charakter.

### **Die inhaltlich strukturierende Inhaltsanalyse im Anwendungsfall**

Um meine Arbeitsweise offenzulegen werden nun anhand der in Abbildung 2 gezeigten Schritte und ihre Bedeutung für die Forschungspraxis beschrieben.

#### 1. Schritt – Bestimmung der Analyseeinheiten

Als Analyseeinheiten werden die transkribierten Interviews in Textform festgelegt. Ein Interview stellt eine Einheit dar. Auch das Interview, welches ich mit zwei Personen geführt habe, wird als eine Einheit verwendet.

#### 2. Schritt – Theoriegeleitete Feststellung der inhaltlichen Hauptkategorien

Durch die in Kapitel 4 festgelegten und theoretisch hergeleiteten Indikatoren für den Integrationserfolg der Interkulturellen Gärten ergeben sich die inhaltlichen Hauptkategorien für die Analyse der Interviews. Weiterhin gibt es eine weitere

Hauptkategorie, in der allgemeine Informationen, wie beispielsweise die Motive der Mitglieder, bei dem Projekt mitzumachen, gesammelt werden und deren Unterkategorien offen codiert werden.

### 3. Schritt – Bestimmung der Ausprägungen und Zusammenstellung des Kategoriensystems

Das Kategoriensystem nach den Indikatoren wurde durch jeweils zwei Unterkategorien ergänzt, „Pro“ und „Contra“. In diesen beiden Ausprägungen sollen positive und negative Aussagen der Interviewten zu der jeweiligen Hauptkategorie erfasst werden.

### 4. Schritt – Formulierung von Definitionen, Ankerbeispielen und Codierregeln

Die Definitionen, Ankerbeispiele und Codierregeln für die Kategorien und die jeweils zwei Ausprägungen wurden im nächsten Schritt bei einem Probedurchgang des Materials festgelegt. Dabei stellt die Überkategorie immer ein Indikator dar, der allgemein vergeben wird, wenn sich die Befragten neutral zu diesem äußern und je einer „positiven“ sowie einer „negativen“ Unterkategorie, welche vergeben wird, wenn sich die Befragten in eine der beiden Richtungen zu einem Indikator äußern (siehe Anlage 3).

### 5. Schritt – Materialdurchlauf, Fundstellenbezeichnung

Im nächsten Schritt wurde das komplette Material durchgegangen und nach den in Schritt 4 bestimmten Codierregeln codiert. Die Codes sind dabei thematischer Natur, das heißt, dass die gefunden Textstellen Hinweise auf ein bestimmtes Themenfeld liefern, auch wenn sie nicht immer zu hundert Prozent der Kategorie entsprechen (Kuckartz 2010, S. 61).

### 6. Schritt – Materialdurchlauf: Bearbeiten und Extrahieren von Fundstellen

In diesem Schritt ging ich das Material erneut durch und überprüfte die zuvor zugewiesenen Codings. Die Stellen werden noch einmal genauer analysiert und mit Memos versehen, um erste Interpretationen und Rückschlüsse festzuhalten.

### 7. Schritt – Überarbeiten des Kategoriensystems und den Definitionen

Die Überarbeitung des Kategoriensystems fand als Zwischenschritt zwischen den Schritten 3 und 6 statt. Das Kategoriensystem (siehe Anlage 3) bildet das endgültige, überarbeitete Kategoriensystem. Die einzelnen vorgenommenen Änderungen sind dabei aber nicht gekennzeichnet, da die Bearbeitung ein fortlaufender und komplexer Prozess innerhalb der Datenauswertung darstellt. Außerdem wurden während des

Codierprozesses weitere Unterkategorien zu den Indikatoren hinzugefügt, die allerdings in Anlage 3 der Übersichtlichkeit halber nicht aufgeführt werden.

### 8. Schritt bis 10. Schritt

Die Schritte 8 (Paraphrasieren des Extrahierten Materials), 9 (Zusammenfassung pro Kategorie) und 10 (Zusammenfassung pro Hauptkategorie) finden sich in der Auswertung der Forschungsergebnisse in Kapitel 7 wieder.

## **6 DAS FORSCHUNGSFELD**

Die Wahl des Internationalen Gartens Ditzingen als Fallbeispiel traf ich aufgrund mehrerer Faktoren. Den Forschungsraum legte ich zunächst auf den Großraum Stuttgart fest. Durch die Sichtung der Internetauftritte der Projekte in diesem Raum (anstiftung&ertomis 2016) traf ich eine Vorauswahl an Gärten, die sich aufgrund ihres langjährigen Bestehens und der Ausrichtung auf Integration in der Projektbeschreibung hervortaten und sich somit als Fallbeispiele anboten. Dies waren die Bürgergärten Stuttgart Hallschlag, der Interkulturelle Garten Reutlingen, der Gemeinschaftsgarten der lokalen Agenda Degerloch und der Internationale Garten in Ditzingen. Nach Anfragen der Projekte kristallisierte sich die Zusammenarbeit mit dem Internationalen Garten Ditzingen und den Bürgergärten Stuttgart Hallschlag heraus. Bei Letzterem kam die Zusammenarbeit jedoch letztendlich nicht zustande, sodass kein Vergleich zweier Projekte durchgeführt wurde, sondern das Projekt in Ditzingen als einzelnes Fallbeispiel betrachtet wurde.

### **6.1.1 Vorstellung der Stadt Ditzingen**

Ditzingen ist mit 24.272 EinwohnerInnen (Stand 2013) eine große Kreisstadt, die nordwestlich an Stuttgart grenzt. Sie ist die fünftgrößte Stadt im Kreis Ludwigsburg (Stadt Ditzingen 2013, S. 3; Stadt Ditzingen 2015). Ditzingen zählt zur Metropolregion Stuttgart und befindet sich nach den Kriterien des Bundesamtes für Bauwesen und Raumordnung (BBR) im Agglomerationsraum der Stadt Stuttgart. Dabei stellt Ditzingen einen Satelliten in der Randzone des Agglomerationsraumes dar, was bedeutet, dass sich das Einzugsgebiet mit der Kernstadt Stuttgart überlagert (Borsdorf & Bender 2010, S. 257, f.; Verband Region Stuttgart 2016).

Der Ausländeranteil der Stadt betrug 2013 15 Prozent (Stadt Ditzingen 2014, S. 3). Somit sind in diesen 15 Prozent die Personen mit Migrationshintergrund und deutschem Pass nicht aufgeführt. Nach den Berechnungen des Zensus 2011 lebten in diesem Jahr 26,2 Prozent Menschen mit Migrationshintergrund in Ditzingen, also etwas unter dem Durchschnitt des Landkreises Ludwigsburg mit 29 Prozent, aber etwa 10 Prozentpunkte weniger als im Stadtkreis Stuttgart mit 38,6 Prozent (Zensus 2011 Zensusdatenbank 2015). Im Vergleich zum deutschlandweiten Durchschnitt von 20 Prozent sind liegt Ditzingen etwas höher (Destatis 2014, S. 7). 56,1 Prozent der Personen mit Migrationshintergrund haben selbst Migrationserfahrung (Zensus 2011 Zensusdatenbank 2015). Mit 20,9 Prozent stellen Menschen mit türkischem

Migrationshintergrund die größte Gruppe derer mit Migrationshintergrund dar, gefolgt von italienischen MigrantInnen mit 17,4 Prozent. 26,9 Prozent aller Menschen mit Migrationshintergrund lässt sich der Kategorie „Sonstige“ zuordnen (ebd.). Durch ihre Nähe zu Stuttgart und Ludwigsburg und als Standort von mehreren großen und multinationalen Unternehmen, bietet Ditzingen einen interessanten Wohnort. Laut Oberbürgermeister Makurath leben in Ditzingen Menschen 92 verschiedener Nationalitäten (E5, Abs. 92)<sup>6</sup>.

Ditzingen kann als große Kleinstadt oder kleine Mittelstadt eingeordnet werden. Die Einordnung einer bestimmten Stadt in den Typus Kleinstadt ist mit Schwierigkeiten verbunden, denn „[e]ine allgemeingültige Übereinstimmung der Forschungsdisziplinen, die sich mit der Kleinstadt auseinandersetzen, gibt es bisher nicht“ (Kreichauf 2012, S. 16). Nach der typischen Klassifikation der Stadtgrößen, die seit 1887 gültig ist, gelten Städte mit mehr als 20.000 EinwohnerInnen als Mittelstädte (Borsdorf & Bender 2010, S. 237). Diese Abgrenzung wird auch vom Bundesinstitut für Bau- Stadt- und Raumforschung (BBSR) des BBR verwendet (BBSR 2016). Allerdings dienen diese Größen lediglich zu „[...] analytischen, vergleichenden Zwecken. Nicht alle Phänomene und Trends werden sich über den Stadt- und Gemeindetyp abbilden lassen“ (ebd.). Die Grenzen zwischen den Stadtgrenzen sind vielmehr fließend. Viel wichtiger als diese Zuordnung nach Zahlen sind die Struktur und die Funktion einer Stadt oder eines städtischen Raums (Borsdorf & Bender 2010, S. 237). Da Ditzingen zum Agglomerationsraum Stuttgart gehört, kann von einem städtischen Raum gesprochen werden. Auch die dort angesiedelten internationalen Unternehmen sprechen für diese Einordnung. Aufgrund der raschen Bevölkerungsentwicklung erst in den letzten 60 Jahren (Stadt Ditzingen 2015) und der Tatsache, dass die meisten der Befragten Ditzingen als Kleinstadt oder gar als Dorf bezeichnen - „*Stadt, also Kleinstadt oder Dorf*“ (E3, Abs. 44) – kann die Bezeichnung Ditzingens als Kleinstadt als zutreffend angesehen werden.

---

<sup>6</sup> Diese Quellenangabe bezieht sich auf die in der empirischen Phase geführten qualitativen Interviews (vgl. Anlage3)

### 6.1.2 Der Internationale Garten Ditzingen e.V.

Der Internationale Garten befindet sich am östlichen Ortsrand von Ditzingen, nahe der A81 und in unmittelbarer Nachbarschaft zu einer Schrebergartenkolonie (Abbildung 3 & Abbildung 4).

Abbildung 3: Karte Ditzingen mit dem Internationalen Garten



Quelle: Eigene Darstellung nach Google Maps 2015

Das Projekt wurde im Dezember 2008 durch die Gründung des Vereins Internationaler Garten Ditzingen e.V. ins Leben gerufen. Der Garten verfolgt gezielt die soziale Integration von Personen mit unterschiedlicher Herkunft, Sprache und Kultur (Internationaler Garten Ditzingen e.V. 2015):

„Der Verein fördert darüber hinaus die Belebung der Eigeninitiative, Eigenarbeit und den Austausch von Wissen und sozialen Fähigkeiten“ (ebd.).

Der Verein finanziert sich über Spenden und die Mitgliedsbeiträge (Stadtacker 2016). Das Grundstück von 2500 Quadratmeter wird von der Stadt Ditzingen an den Verein verpachtete (Internationaler Garten Ditzingen e.V. 2015). Die Fläche ist in 16 Parzellen á 50 Quadratmeter und einen großen Gemeinschaftsbereich mit Grillstelle aufgeteilt (Stadtacker 2016), wie man in folgender Abbildung 4 erkennen kann.

Abbildung 4: Der Internationale Garten Ditzingen - Luftaufnahme

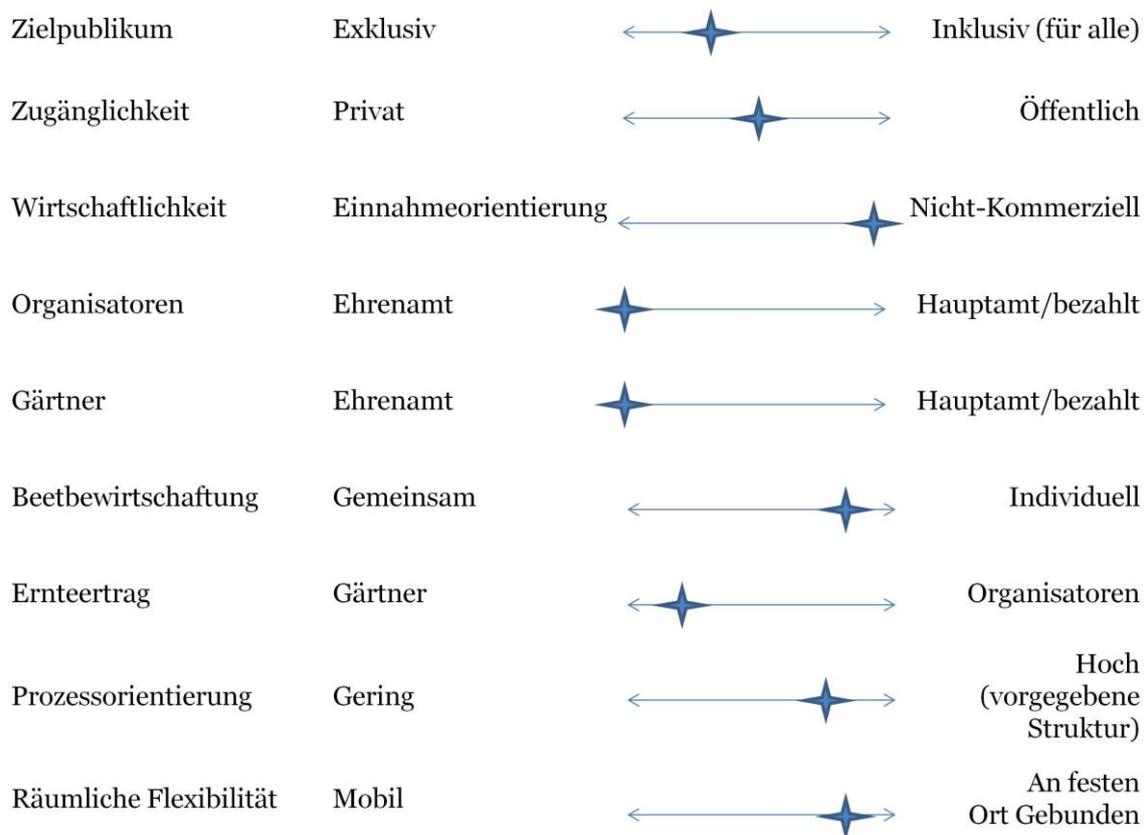


Quelle: Internationaler Garten Ditzingen e.V. 2015

Der Garten hat 22 Mitglieder, die aus zwölf verschiedenen Nationen stammen (Internationaler Garten Ditzingen e.V. 2015). Die Parzellen können von Familien oder Einzelpersonen gemietet und bearbeitet werden. Die Mitglieder verpflichten sich dabei gleichzeitig zur gemeinnützigen Arbeit im Verein. Die Stundenzahl ist auf 10 Stunden jährlich festgelegt, die an den gemeinsamen Arbeitstreffen, die von April bis Oktober jeden zweiten Samstag im Monat geleistet werden sollen. Bei diesen Arbeitstreffen wird die Gemeinschaftsfläche mit dem Gartenhaus und dem Bauwagen gepflegt, Kompost gemacht und Bäume und Sträucher gepflanzt. Dazu gibt es Arbeitsgruppen, zum Beispiel die „Kompostgruppe“ oder die „Sträuchergruppe“, die jährlich neu zusammengesetzt werden, und die dann die jeweiligen Arbeiten verrichten. Abschließend gibt es Kaffee und Kuchen oder es wird gegrillt, man sitzt gesellig zusammen. In Abbildung 5 habe werden verschiedene Merkmale des Internationalen Gartens Ditzingen in einem Schaubild zusammengefasst, um die Ausrichtung des Gartens im Vergleich zu anderen Gemeinschaftsgärten zu veranschaulichen. Die zehn dabei verwendeten Merkmale zur Strukturierung hinsichtlich von Zielen und

Ausrichtung eines Gemeinschaftsgartens wurde dem Handbuch für Urbane Gärten „Wissen wuchern lassen“ entnommen (Halder et al. 2014, S. 57 f.).<sup>7</sup>

Abbildung 5: Positionierung des Internationalen Gartens in Ditzingen



Quelle: Eigene Darstellung basierend auf Internationaler Garten Ditzingen e.V. 2015 und Aussagen in Interviews, nach Halder et al. 2014, S. 58

Der Garten zeichnet sich im Vergleich zu anderen Gemeinschaftsgärten neben seiner inhaltlichen Zielsetzung der Integration und der dadurch entstehenden Exklusivität der Mitglieder vor allem darin aus, dass alle Arbeit von freiwilligem Engagement geleistet wird. Es gibt keine Hauptamtlichen und der Zweck ist nicht der kommerzielle Gewinn an den Erträgen. Die Beetbewirtschaftung erfolgt relativ individuell, wobei der Gemeinschaftsbereich des Gartens in geteilter Arbeit gepflegt wird. Die Fläche ist keine Zwischennutzungsfläche, sondern auf dauerhafte Nutzung ausgelegt. der Verein

<sup>7</sup> Natürlich gibt es noch weitere Merkmale, auf deren Ausprägung hin man Interkulturelle Gärten untersuchen kann, die von Halder et. al (2015, S. 58). ausgewählten geben lediglich einen Überblick zum Vergleich mit anderen Gärten und der besseren Einschätzung eines Gartens, auch um eventuelle Interessenspartner zu finden.

spricht sich außerdem für einen ökologischen Anbau auf den Parzellen aus (Stadtacker 2016).

## **7 AUSWERTUNG DER FORSCHUNGSERGEBNISSE**

Nach der Vorstellung des Forschungsfeldes und des Fallbeispiels in Kapitel 6 werden in diesem Kapitel die Forschungsergebnisse der inhaltlich strukturierenden Inhaltsanalyse dargelegt. Zunächst werde ich einen kurzen Überblick über die Struktur des Gartens geben und in Kapitel 7.2 die Integrationswirkung anhand der acht Indikatoren untersucht.

### **7.1 Grundlegende Merkmale des Gartens und der Mitglieder**

Die Idee einen Interkulturellen Garten in Ditzingen zu gründen, stammt von Winfried Doerjer, der im Jahr 2007 bei einer Bürgermentorenausbildung der Stadt Ditzingen teilnahm. Daraufhin plante er, einen Verein zu gründen und suchte weitere Mitglieder, was sich als nicht problemlos erwies, da sich die Frage stellte, wo und wie man die Personen für so ein Projekt ansprechen kann (E4, Abs. 32). Als genügend Mitglieder beisammen waren, pachtete der Verein ein Grundstück am Ortsrand der Stadt.

Als Mitglieder des Gartens zählen GärtnerInnen mit Parzelle, Mitglieder ohne Parzelle, die an den Arbeitstreffen teilnehmen und die Gemeinschaftsfläche nutzen dürfen und Ehrenmitglieder, die den Verein finanziell unterstützen und nach Absprache die Gemeinschaftsfläche nutzen dürfen. Die 22 Mitglieder des Vereins „Internationaler Garten Ditzingen e.V.“ stammen laut Aussagen der Befragten und den Infomaterialien des Vortrags der Bürgermesse in Ditzingen aus zwölf Nationen: Eritrea, Deutschland, Türkei, Hongkong, Kamerun, Vietnam, Slowakei, USA, Spanien, Syrien, Ägypten und Weißrussland. Weiterhin gibt es auch zwei Personen, Flüchtlinge aus Ghana und Äthiopien die zwar keine Vereinsmitglieder sind, aber seit 2015 zu den Arbeitstreffen kommen. Ebenfalls sind nur Nationalitäten der MigrantInnen der ersten Generation aufgeführt, da vor allem diesen der Garten Verwurzelung in der neuen Heimat gewährleisten soll. Personen mit Migrationshintergrund, die in der zweiten Generation in Deutschland leben, sind jedoch ebenfalls im Garten vertreten, beispielsweise eine Deutsche mit syrischen Wurzeln oder die Kinder der MigrantInnen, die in Deutschland geboren wurden. Von der Zahl der Personen überwiegen die Mitglieder eritreischer Herkunft, gefolgt von den türkischen und den deutschen Mitgliedern. Die Aufenthaltsstatus der Mitglieder wurden in den Interviews nicht zur Sprache gebracht, sind aber für die Aufnahme im Verein auch nicht von Bedeutung. Auf die Zusammensetzung der im Garten vertretenen Nationalitäten wird jedoch bei der Aufnahme geachtet, um Abgrenzung von Gruppen zu vermeiden. Die ausländischen

Befragten lebten, mit einer Ausnahme, schon viele Jahre in Deutschland. Viele der ausländischen Mitglieder haben außerdem eine deutsche Partnerin oder einen deutschen Partner: *„Also es sind oft die Mischehen, die dann kommen“ (E2, Abs. 58)*. Die Geschlechterverteilung hält sich daher die Waage, da meist Ehepaare und Familien gemeinsam im Garten mitarbeiten.

Bei der Altersstruktur der Mitglieder lässt sich zwar feststellen, dass eine Durchmischung herrscht - *„Es sind jüngere Leute, Familien mit Kindern, aber auch ein bisschen ältere Leute, so wie wir, und ganz Alte, so wie ich (lacht)“ (B3, Abs. 40)*- aber auch, dass sich doch besonders viele eher ältere Menschen im Verein engagieren. Die Sozialarbeiterin Han-Broich stellt fest, dass der größte Teil der freiwillig Engagierten in Deutschland ältere Menschen sind, da diese ihren Ruhestand gerne aktiv verbringen möchten. Dieser Trend wird sich in Zukunft aufgrund der demographischen Entwicklung in Deutschland noch verstärken (Han-Broich 2012, S. 106) und wird auch von den Interviewpartnern und ihren Aussagen widergespiegelt. So ist die jüngste befragte Person 45 Jahre, die älteste 70 Jahre alt. Mehrere Befragte finden, dass dem Garten Jugendliche und junge Familien als Mitglieder fehlen und wieder mehr angeworben werden sollten.

### **Motivation der Mitglieder**

Alexander Schmid hat in seinem Amt bei der Stadt Stuttgart die Erfahrung gemacht, dass die Menschen aus ganz unterschiedlichen Gründen bei Gartenprojekten mitmachen. Er nennt:

- Wissenstransfer zwischen Generationen, Nationalitäten und sozialen Schichten
- Natur-Erleben und Erlernen vor allem mit Kindern
- Wunsch nach Naherholung und Entschleunigung in der Stadt
- Selbstständiges Gestalten von Stadt und Nachbarschaft
- Selbstversorgungsaspekte
- Begegnungs- und Aktionsräume in der Stadt schaffen

(Schmid 2015, S. 4)

Die Vielzahl der Motive für das Gärtnern wurde auch den Interviews mit den Mitgliedern des Internationalen Gartens Ditzingen deutlich und deckte sich teilweise mit Schmid's Aussagen.

Einer der Hauptgründe, der von den meisten Befragten genannt wurde, ist der Selbstversorgungs- und Gesundheitsaspekt. Die Mitglieder möchten ihr eigenes Obst und Gemüse in Bio-Qualität anbauen und so ihre Lebens- und Lebensmittelqualität verbessern (B6, Abs. 37). Der Grund, dass diese Motivation bei den GärtnerInnen weit oben steht kann darin begründet werden, dass der Garten, wie in Abbildung 5 dargestellt, nicht kommerziell ist und die Parzellen individuell von Einzelpersonen oder Familien bewirtschaftet werden. So spielt der individuelle Anbau von Lebensmitteln eine wichtige Rolle. Aber auch die Möglichkeit, die Gemeinschaftsfläche für Feste und private Veranstaltungen zu nutzen ist für Personen, die in ihrem Zuhause keine ausreichende Fläche besitzen, ein Motiv, bei dem Verein mitzumachen. Gerade bei älteren Menschen, die viel Zeit zur freien Verfügung haben stellt das „werkeln“ im Garten eine sinnerfüllende Beschäftigung dar. Eine weitere Motivation für die Mitglieder stellt der Gemeinschaftsaspekt dar, der im Garten wichtig ist. Mehrere Befragte (B5 Abs. 19, B2; Abs. 42) nennen diesen Aspekt als bedeutsamen Teilgrund für ihre Mitarbeit im Garten.

Der Garten hat durch seinen Vereinscharakter und die gemeinsame Tätigkeit die Funktion, Gemeinschaft zu fördern und die Mitglieder zu vernetzen. Diese Funktion wird laut den Aussagen der Befragten auch als einer der wichtigsten Gründe genannt, warum sich die Menschen für eine Mitgliedschaft beim Garten interessieren.

Ein weiterer Zweck eines Gartens kann dessen Naherholungs- und Naturerfahrungswert sein, was bei den Befragten eine weitere wichtige Motivation für die Beteiligung im Garten darstellt: *„Ich bin eigentlich auf den Garten gekommen weil wir, mein Mann und ich früher immer Camping-Urlaub gemacht haben. Und wir haben eine Eigentumswohnung mit Balkon aber keinen Garten. Und dann hat mir das so gefallen“* (E2, Abs. 18). Vor allem Familien mit Kindern seien daran interessiert, eine Grünfläche zur Verfügung zu haben, auf der die Kinder spielen und Natur erfahren können und bevorzugten gleichzeitig die Sicherheit, die ein Garten für diese Zwecke bietet, erzählt Winfried Doerjer (E4, Abs. 94). Besonders die Menschen unter den Befragten, welche aus ihrer Heimat im Ausland einen Bezug zum Gärtnern und zur Landwirtschaft haben, nennen diese Affinität auch als Grund, sich in Ditzingen verwurzeln zu wollen: *„Der Grund war, meine Frau ist Weißrussin und ihre Mutter hatte eine gewisse Zeit hier bei uns gelebt. Rentnerin, unbeschäftigt, Hobbygärtnerin, in Weißrussland ist das eigentlich normal, dass die Leute einen Garten haben irgendwo“* (B3, Abs. 27), *„(...) Und ich kenne die Landwirtschaft [...] Ich kenne das,*

*ich weiß wie man einen Garten machen kann, wie man pflanzen [...]“ (B2, Abs. 88-90).*

Die gemeinsame Arbeit im Garten hilft den ausländischen Mitgliedern, durch die vertraute Gartenarbeit bekanntes Wissen anzuwenden, weiterzugeben und im übertragenen Sinn „Wurzeln zu schlagen“.

Die Arbeit im Garten wird in thematisch angelegten Gärten auch für therapeutische Zwecke genutzt. Im Internationalen Garten Ditzingen spielen solche Aspekte ebenfalls eine Rolle. Ein Befragter aus Eritrea berichtet beispielsweise ausführlich von traumatischen Erlebnissen aus seiner Heimat: *„[...] manchmal (...). bin ich nach Hause zu Besuch gegangen (...) Aber seit dieser Zeit, nachdem es schlimmer geworden ist, seit 2007, 2008. 2000 sind meine Brüder auch im Krieg gestorben. (...) das ganze Leben im Krieg, das hat kein Mann verdient. Wir haben viele ohne (...) Beine, ohne Augen, ohne Arme und viel (...)/ die haben 30 Jahre im Krieg verloren“ (B2, Abs. 138).* Christa Müller berichtet von den positiven Auswirkungen des Gärtnerns auf die Psyche der Menschen. Bei Flüchtlingen, die Kriegssituationen miterlebt haben oder Misshandlung erlitten haben, können diese Traumata auch Jahre später noch schwer wiegen. Das Gärtnern kann einer von vielen Faktoren einer Verbesserung des seelischen Wohlbefindens darstellen (Müller 2002, S. 67). Auch Müslim Yazici berichtet von einer therapeutischen Wirkung des Gartens auf sein Leben: *„Zum Beispiel ich/ wenn der Garten nicht wäre hätte ich meine Zeit irgendwo anders verbracht. Und das könnte auch ein schlechter Platz sein, aber hier ist für mich Leben. Da tu ich meinen Stress abbauen, da kann ich auch ein bisschen für mich Zeit lassen [...]“ (E3, Abs. 30).*

Weiterhin erzählt er, dass er durch den Garten die Nachbarschaft und das Stadtbild aktiv mitgestalten will. Vor allem die Befragten, die schon von Anfang an aktiv sind, sehen das Mitgestalten und die Entwicklung eines Gartens von Null an als Motivationsquelle. Weiterhin erzählt Kebrina Yu, dass ihre Motivation im Garten mitzumachen auch von dem Wunsch, besser Deutsch zu lernen, geleitet war.

## 7.2 Integrationsindikatoren

Im Folgenden werden die in MAXQDA zusammengefassten Hauptkategorien, die sich an den Integrationsindikatoren in Kapitel 4 orientieren extrahiert, paraphrasiert und interpretiert als Ergebnisse dargestellt.

### 7.2.1 Sprachkenntnisse und Spracherwerb

Der Indikator der Sprachkenntnisse spielte bei allen Befragten eine Rolle in ihrem Integrationsverständnis. So kamen sie oft ohne die Frage nach den Deutschkenntnissen und dem Lerneffekt des Gartens auf die Wichtigkeit der Sprache als Kommunikationsmedium zu sprechen. Das Deutschlernen stellt laut den Aussagen der meisten Befragten einen zentralen Punkt in der Integrationsfunktion des Gartens dar, wie in diesem Zitat von Petra Kossek-Thiel deutlich wird: *„Zum Integrieren gehört, dass ein paar Deutsche da sind, logischerweise, deutsche Sprache, dass die die Leute auch irgendwann beherrschen [...]“* (E2, Abs. 62).

Diese Aussagen der GärtnerInnen und ExperteInnen bestärkte meine Wahl dieses Integrationsindikators. Im Internationalen Garten Ditzingen ist Deutsch die offizielle Kommunikationssprache. Bei Vereinssitzungen aber auch bei den Gartensamstagen soll hauptsächlich Deutsch gesprochen werden. Wenn Gruppen einer Muttersprache zusammen sitzen, oder wenn einige Mitglieder nicht gut deutsch sprechen, wird auch in der Muttersprache dieser Menschen, in Englisch oder mit „Händen und Füßen“ kommuniziert: *„Die von Asyl, die können Deutsch nicht, mehr Englisch. Oder Hände-Füße Sprache“* (E3, Abs. 124). Beobachten konnte ich, etwa bei Kebrina Yu oder bei Jacob Parker, dass zwischen der englischen und der deutschen Sprache hin und her gewechselt wurde, oft auch inmitten eines Satzes. Diese Kreativität und Flexibilität zeugt von der Tatsache, dass die Verständigung im Garten auf einer Ebene stattfindet, in der Perfektion der Sprachkenntnisse keine Voraussetzung sind und die GärtnerInnen sich ungezwungen in ihrer Sprache ausprobieren können.

Das aktive Lernen der Sprache steht in Ditzingen nicht insofern im Vordergrund, als dass Sprachkurse angeboten werden, wie dies bei anderen Interkulturellen Gärten der Fall ist, sondern dass die deutsche Sprache als Medium in der Gartenarbeit dient. Durch die Aktivität und das Anpacken wird Sprache zunächst zweitrangig. Durch die Notwendigkeit zur Verständigung über die zu erledigenden Aufgaben wird laut Winfried Doerjter und Michael Makurath die Sprache auf zwangloser Ebene gefördert: *„Also ich sag mal: ‚Learning by doing‘ (lacht) Man muss eine gemeinsame*

*Arbeitsprache entwickeln und ich denke, das funktioniert dort. Die nähern sich dann auf einem Niveau an, wo sie sich gegenseitig verstehen“ (E5, Abs. 57).*

Neben der Arbeit sind vor allem die gemeinsamen Feste oder das Zusammensitzen am Ende der Gartensamstage Möglichkeiten, sich sprachlich auszutauschen. Anette Fuchs, die schon seit längerer Zeit in Deutschland lebt und fließend deutsch spricht, berichtet, dass das Zuhören allein schon ein erster Schritt zum Erlernen einer Sprache darstellt. „[...] man muss es denk ich erst mal hören um auch wirklich lernen zu können [...]“ (B5, Abs. 55). Außer dem Zuhören als Teil des Lernprozesses werden in der Gemeinschaft im Garten auch Tipps gegeben, Sprachfehler berichtigt und Wörter erklärt, was durch folgende Aussage von Peter Bühler deutlich wird: „Also manche Dinge werden da natürlich erklärt, da fragen die, die haben das nicht verstanden. Und dann erklärt man, wie es eigentlich richtig ist. Oder wenn sie was sagen, was falsch ist, dann berichtigt man das [...]“ (B3, Abs. 108).

Die Frage nach dem Deutschlernen betrifft vor allem Mitglieder, die noch nicht lange in Deutschland leben und sich erst zurechtfinden müssen. Bei Personen, die schon mehrere Jahre in Deutschland oder Ditzingen leben, scheint die Entwicklung zu stagnieren und Personen in zweiter Generation haben durch institutionelle Einbettung in Kindergarten und Schule wenige Probleme. Anette Fuchs erzählt von ihren Erfahrungen in der Anfangszeit in Deutschland, dass gerade der Kontakt zu Einheimischen wichtig gewesen sei (B5, Abs. 55). Dass die Entwicklung der Sprachkenntnisse sehr stark von der Anfangszeit in Deutschland abhängt, sieht man an den unterschiedlichen Sprachniveaus der Befragten, die schon länger in Deutschland leben. Anette Fuchs beispielsweise war früher in einer deutschen Gastfamilie täglich mit der deutschen Sprache konfrontiert, während der ehemalige Asylbewerber Senai Semre Ende der 80er Jahren zwar einen Sprachkurs besuchte, den er aber als sehr ineffizient beschrieb (B2, Abs. 78). Nach seinem Schulabschluss begann er gleich zu arbeiten, seine Frau kam aus Eritrea nach und seine Sprachkenntnisse verbesserten sich kaum noch: „Und dann habe ich eine Familie gehabt, musste auch arbeiten, hab sofort zu arbeiten angefangen. Und die Sprache ist nicht geändert, ist nicht besser gegangen [...]“ (B2, Abs. 78).

Das Sprachenlernen ist also für die Mitglieder wichtig, die noch nicht so lange in Deutschland leben, aber auch für solche, die zwar schon lange hier sind, jedoch durch begrenzte Kontakte zur ortsansässigen Bevölkerung hauptsächlich durch Sprachkurse in Kontakt mit der deutschen Sprache gekommen sind. Gerade ausländische

Hausfrauen hätten diesbezüglich Schwierigkeiten, da sie mit Ihrer Familie in der Muttersprache kommunizierten, sagt Anette Fuchs (B5, Abs. 53). So bietet für Frauen aber auch Männer, die nicht im Arbeitsleben stehen, der Garten die Möglichkeit, außerhalb einer Erwerbsarbeit Sprachkontakt herzustellen. So tragen Familienbeziehungen nur innerhalb der eigenen Muttersprache und ethnische Gruppenbildung negativ zum Fortschritt des Deutschlernens bei: *„Hat auch seine Nachteile, der hat seine eritreischen Verwandten und Bekannten hier und hängt mit denen rum und/ aber sein Deutsch wird dadurch nicht besser“* (E4, Abs. 82). Winfried Doerjer bestätigt auch, dass der Anreiz, Deutsch zu lernen besonders gegeben ist, wenn kein ethnisch ausgeprägtes Netzwerk besteht, indem er die Sprachkenntnisse zweier im Garten mitarbeitenden Flüchtlinge vergleicht: *„Die sind beide die gleiche Zeit hier, aber die Unterschiede sind schon groß, in der Sprachentwicklung jetzt“* (E4, Abs. 82).

Für Kinder bietet laut Petra Kossek-Thiel der Garten die Möglichkeit im gemeinsamen Spiel Deutsch zu lernen: *„Und ich denke, dann können Kinder auch Deutsch lernen untereinander und auch die Eltern kommunizieren dann mehr“* (E2, Abs. 47). Wobei für Kinder durch Schule und FreundInnen die deutsche Sprache allgegenwärtig ist, so dass die Aktivität im Garten nur einen kleinen Beitrag zur Förderung der Sprachkenntnisse leistet: *„Ja, das ist schon so, weil sie haben auch eine ganz andere Umwelt, durch die Schule. Und da trägt der Garten glaube ich nicht allzu viel dazu bei“* (E4, Abs. 82).

Die Rolle der Sprache sollte aber auch kritisch betrachtet werden. Auffällig ist, dass der Spracherwerb im Garten vor allem von den Befragten positiv dargestellt wird, die selbst schon über ein hohes Sprachniveau verfügen. Personen, die noch nicht lange in Deutschland leben und daher noch keine guten Sprachkenntnisse besitzen, sind laut den Aussagen der Befragten in der Unterzahl. So äußerte sich beispielsweise die einzige Befragte, die erst sein wenigen Jahren in Deutschland lebt, Kebrina Yu negativ über die Förderung ihrer Deutschkenntnisse durch den Garten. Zwar sagt sie, dass sie ein wenig Deutsch gelernt habe (B6, Abs. 109), aber sie erzählt auch, dass sie erheblich höhere Erwartungen an den Garten hatte, als sie angefangen hat (B6, Abs. 221). Sie spricht davon, dass sie mit dem schwäbischen Dialekt Probleme hat und dass sie sich häufig übergangen fühlt, weil sie nicht so gut deutsch spricht und nicht immer nachfragen möchte: *„Und manchmal finde ich, warum sitze ich hier und verstehe ich auch nichts. Vielleicht sollte ich nicht mehr hier her kommen/ vielleicht sollte ich mehr*

*Deutsch zu Hause lernen [...] ich möchte auch nicht jammern, immer sagen: „Bitte nochmal wiederholen, bitte nochmal wiederholen“ (B6, Abs. 69).*

An diesem Beispiel wird deutlich, welche Wichtigkeit die Sprache für das Agieren im Garten besitzt und wie Sprachbarrieren das Selbstbewusstsein und das Handeln und Motivation einer Person beeinflussen können. Sprachliche Schwierigkeiten können, wie im Fall Kebrina Yu's sichtbar wird, auch zu selbstabgrenzendem Verhalten gegenüber anderer führen. In diesem Sinne kann die dominante Rolle der deutschen Sprache hinterfragt werden, da der Eindruck einer ethnozentristischen Haltung entstehen kann, an die sich die GärtnerInnen durch die Sprache anpassen sollen. Diese Problematik wird an diesem Zitat erkennbar: „[...] und die sind dann auch gezwungen sich zu integrieren, indem sie versuchen, deutsch mit uns zu reden, denn wir lernen ja nicht türkisch [...]“ (E2, Abs. 44).

Wenn die deutsche Sprache die Voraussetzung für ein Agieren im Garten ist, birgt das am Ende das Risiko, dass sich Mitglieder aufgrund ihrer mangelnden Kenntnisse ausgeschlossen und im Vereinsleben nicht gleichberechtigt fühlen.

### **Fazit**

Von allen Befragten wurde der deutschen Sprache eine sehr wichtige Rolle im Integrationsprozess zugesprochen, auch wenn der Code im Vergleich weniger häufig vergeben wurde. Die Sprachförderung im Internationalen Garten entsteht durch die Möglichkeit, miteinander in Kontakt zu kommen und durch die gemeinsame Arbeit und die geselligen Anlässe mit Menschen unterschiedlicher Muttersprache zu kommunizieren, wobei die Sprache dabei meist Deutsch ist. Am Beispiel Senai Semres zeigt sich, wie wichtig es ist, Angebote außerhalb von Sprachkursen zu schaffen, bei denen die MigrantInnen durch Sprechen ihre Kenntnisse anwenden und verbessern können. Obwohl die Sprache eine wichtige Rolle für alle Mitglieder spielt, da bei einem Verein kommuniziert werden muss, darf der Einfluss des Gartens auf die sprachliche Entwicklung der Mitglieder weder über- noch unterschätzt werden. Der Garten stellt nur einen kleinen Teil des Alltags der Menschen dar, und die Vorstellung, dass sich allein durch den Garten die Sprachkenntnisse signifikant verbessern, ist zu hoch gegriffen. Es erfordert eine gewisse Lernbereitschaft des Einzelnen, sich durch die Kommunikation mit anderen sprachlich verbessern zu wollen. Die Rolle des Gartens auf die Sprache lässt sich dahingehend einordnen, dass die Basis für eine Kommunikation auch außerhalb des Projektes geschaffen wird und dass zuvor

vielleicht bestehende Hemmungen, deutsch zu sprechen abgebaut werden. So lernen die Mitglieder vielleicht kein fehlerfreies Deutsch, *„aber immerhin so viel, dass sie sich verständigen können. [...] wir haben jetzt nicht so grobe Schwierigkeiten damit, weil alle sprechen ein bisschen Deutsch“* (E4 Abs. 82).

Aus der Sicht einiger Befragten kann die Sprache aber eine schwer zu überwindende Barriere und Grund für Benachteiligung sein. Es herrscht zwar unter den Befragten Konsens, dass das Lernen der deutschen Sprache wichtig für alle Lebensbereiche ist, die Dominanz einer Sprache gilt es jedoch zu hinterfragen. Es ist ratsam einen Weg zu finden, wie Sprache weiterhin vermittelt werden kann, jedoch der Druck von den nicht fließend deutsch sprechenden Mitgliedern genommen werden kann und diese mehr in das Vereinsgeschehen einbezogen werden können.

### **7.2.2 Informelle Lernräume und Austausch zur Nutzung von Ressourcen als Integrationschance**

Wenn viele Menschen mit unterschiedlichem Hintergrund an einem Projekt zusammenarbeiten, kommt automatisch eine Vielfalt an Wissen in Form von persönlichen Erfahrungen zusammen. Durch die Praxis im Garten werden diese weitergegeben und bekommen so neue Bedeutung. Wissen wird durch die soziale Interaktion im Garten von den GärtnerInnen untereinander weitergegeben. Praktisches kulturelles Wissen, welches in Deutschland heute oft nur wenig Wertschätzung erfährt, erhält seine Anerkennung zurück. Dabei beginnen die GärtnerInnen mit ganz verschiedenen Kenntnisständen: *„[...] manche haben gar keine Ahnung, die haben sich dann so hineingearbeitet, was pflanzen wir, was machen wir und ich sag, da ist auch jeder sehr individuell“* (E2, Abs. 26). Förderlich sind hierbei natürlich soziale Kontakte und Freundschaften, die im Garten entstehen. Doch nicht nur die GärtnerInnen untereinander geben sich Ratschläge, der Garten interagiert auch mit Institutionen außerhalb. So konnte ich bei den Interviews, die ich im Garten geführt habe beobachten, dass vorbeigehende Passanten den GärtnerInnen erklärten, wann man Zwiebeln am besten ernten sollte und dass eine vorbeikommende Schulklasse die Beete gezeigt bekam. Auch bei Festen und Veranstaltungen, bei denen Nicht-Mitglieder in den Garten kommen, können diese am Lernprozess teilhaben.

Zunächst einmal lernen die Mitglieder, vor allem die, die zuvor noch nie im Garten gearbeitet haben, grundlegende Praktiken des Gartenbaus, wie *„zum Beispiel auch (...) was für Bedürfnisse manche Pflanzen haben [...] oder überhaupt den Umgang mit*

dem Thema säen, ernten, überwachen, pflegen und so weiter“ (B3, Abs. 84). Auch Kebrina Yu, die in ihrer Heimat noch keine Gartenerfahrungen gesammelt hatte, konnte im Internationalen Garten viel dazu lernen (B6, Abs. 81).

Außerdem findet im Garten bei den Festen und auch im Alltagsgeschehen ein Austausch von Samen, Pflanzen und Rezepten statt, der die kulturelle Vielfalt in den einzelnen Haushalten bereichert. Peter und Maria Bühler erzählen, sie hätten erst kürzlich eine neue Kohlsorte von ihrer chinesischen Gartennachbarin kennen gelernt und daraufhin gleich ein neues Rezept ausprobiert (B3 & B4, Abs. 93-97). Die Beete der anderen GärtnerInnen werden interessiert beobachtet, sind sie doch kleine Abbildungen von Ernährungs- und Lebensweisen in anderen Teilen der Erde: *„Zum Beispiel bei meinem Garten-Nachbarn, der aus Vietnam kommt, da waren so viele exotische Sachen, das war wirklich interessant. Das musste ich mir natürlich gleich mal erklären lassen, was das war, was macht man damit und wie kocht man das[...].“* (B5, Abs. 65). Gemüse und Obst wird untereinander getauscht und verschenkt. Wenn eine GärtnerIn etwas übrig hat, gibt er es weiter und bekommt dafür manchmal eine andere Sorte zurück. So lernen die GärtnerInnen neue Pflanzen kennen und setzen sich mit den Ernährungs- und Lebensweisen anderer Länder auseinander. Auf diese Weise geht Wissen, was aus der Heimat mitgebracht wurde, also lokales Wissen, nicht verloren, sondern findet von neuen Bekannten und FreundInnen Beachtung und manifestiert sich in der neuen Heimat. Müslim Yazici erzählt, dass er im Gemeinschaftsteil des Gartens einen Maulbeerbaum gepflanzt hat: *„Oder bei mir aus der Türkei Maulbeeren. Die kennen das nicht, aber das tun wir zum Beispiel essen und auch Marmelade machen“* (E3, Abs. 114).

Kenntnisse von Menschen, die in ihren Heimatländern auf Landwirtschaft und Gartenbau angewiesen waren, werden nicht wertlos, sondern finden in der Aktivität im Garten weiterhin Bedeutung. Senai Semre beispielsweise kann auf ein Repertoire an landwirtschaftlichen Kenntnissen zurückgreifen: *„Also ich bin selbst Landwirtschaftsarbeiter. [...] Landwirtschaft ist mein Hobby früher“* (B2, Abs. 88). Interessant ist, dass das Gärtnern sowohl Raum bietet für Praktiken und Pflanzen aus anderen Ländern, aber gleichzeitig auch die ausländischen GärtnerInnen mit dem neuen Land verwurzelt. Die naturräumlichen Gegebenheiten in Deutschland und speziell in Ditzingen können aus erster Hand kennengelernt und beobachtet werden: *„Ja, habe ich gelernt ist, das Gemüse oder die Pflanzen oder das Gemüse nicht so früh im Garten zu pflanzen“* (B6, Abs. 123).

Viele MigrantInnen praktizierten in ihrer Heimat aufgrund von Notwendigkeit zum Eigenanbau von Obst und Gemüse einen ökologischen Lebensstil (Müller 2002, S. 75). Diese Ressourcen und das vorhandene Wissen werden nun in die Gärten in Deutschland getragen und weitergegeben. Auch Alexander Schmid berichtet von seinen Erfahrungen mit dieser Art von Wissenstransfer in den Gemeinschaftsgärten:

„Wir haben erfahren, dass es ganz viele Menschen gibt, die sich mit Gärten auskennen, da das eine ganz wichtige Rolle in ihrer Heimat gespielt hat. Es ist oftmals viel gärtnerisches Wissen vorhanden. Ich habe gehört, dass einige Leute aus ihren Heimatländern Saatgut mitbringen und versuchen damit etwas zu machen [...]“ (Schmid 2015, S. 9).

Ebenso spielt im Internationalen Garten Ditzingen die Beziehung zur Natur und Umwelt und der Anbau von biologischen Lebensmitteln eine wichtige Rolle, denn dies ist oft der Grund, warum viele sich für den Eigenanbau interessieren, denn die GärtnerInnen möchten „[...] was [...] ernten, was nicht unbedingt mit Chemie behaftet ist [...]“ (E4, Abs. 94).

Das Interkulturelle Lernen bezieht sich jedoch nicht allein auf den Austausch materieller Güter und Anbautechniken, sondern fördert außerdem die Fähigkeiten der Mitglieder, in einer Gruppe von Menschen verschiedenen Alters, kultureller und sozialer Prägung und Herkunft zu handeln und miteinander zu kommunizieren. Petra Kossek-Thiel sagt, dass es darauf ankomme, einfach zu fragen, wenn Interesse an einer Sache besteht (E2, Abs. 34). Zusammenarbeit in Interkulturellen Kontexten wird durch die Praxis im Garten und in der Organisationsarbeit des Vereins gelernt: „Verhaltensveränderungen, weil jede Ethnie hat so seine eigenen Vorstellungen, wie er lebt und die werden ein bisschen angepasst der Gemeinschaft“ (E4, Abs. 70). Im Zuge der Gemeinschaft müssen die Mitglieder also einen Mittelweg finden, wie die Ordnung im Garten funktionieren kann. Das bedeutet für die GärtnerInnen immer ein individuelles Aushandeln der eigenen Werte und Ansichten und eine gewisse Anpassung an die Gruppe. Im Zuge von Schwierigkeiten kann man diese Entwicklungen besonders gut verstehen. Peter Bühler berichtet beispielsweise von einem Vorfall mit einer Regentonne, in der Kinder spielten, worauf er sich aus Sorge um die Kinder bei den Eltern beschwerte, die ihn wiederum als kinderfeindlich darstellten (B3 Abs. 169). Weiterhin berichtete seine Frau von Mitgliedern, die zu Beginn nicht grüßen wollten (B4 Abs. 115). Beide Konflikte konnten mit der Zeit beigelegt werden. Gerade im Aushandeln von kritischen Situationen werden Werte

und Norm in Frage gestellt und in Lösungen und neuen Modellen manifestiert. Es entsteht eine soziale Wirklichkeit, die sich nicht auf die einen oder anderen ethnische Werte beruft, sondern sich aus neu ausgehandelten Regeln zusammensetzt. Diese, eine kulturelle Vielfalt ist zwar nicht konfliktfrei, aber an deren Herausforderungen können die Mitglieder des Gartens wachsen.

### **Fazit**

Lernprozesse sind essentiell für die Integration. Im Kontext des Internationalen Gartens werden Wissen und Erfahrungen verschiedenster Art zwischen Menschen unterschiedlichen Alters, Herkunft und sozialen Status ausgetauscht. Einerseits natürlich durch konkrete Gegenstände wie Samen, Pflanzen und Rezepte, aber auch durch die Weitergabe von lokalem Wissen. So lernen die Deutschen von den Ausländern Bräuche und Techniken aus deren Heimat, während umgekehrt die Zugezogenen ihre neue Heimat besser kennen lernen. Außerdem wird in Konfliktsituationen, die auf kulturelle Verschiedenheit zurückzuführen sind Akzeptanz, Toleranz und kulturelles Kapital generiert. Der Internationale Garten trägt in dieser Hinsicht also deutlich zur Integration der Mitglieder untereinander bei und gibt ihnen eventuelle Kompetenzen zur interkulturellen Kommunikation, auch für Situationen außerhalb des Gartens, mit.

### **7.2.3 Soziale Netzwerke und Sozialkapital**

Wie in den Indikatoren in Kapitel 4 dargestellt, sind Kontakte zwischen MigrantInnen und Einheimischen wichtige Schlüssel zur Sozialintegration. In den Interviews wurde schnell deutlich, dass die soziale, gesellschaftliche Komponente ein wichtiger Bestandteil und Merkmal des Gartens in Ditzingen darstellt. Durch gemeinsame Arbeitstreffen und Feste will der Verein den Austausch von Menschen mit und ohne Migrationshintergrund, aber auch zwischen den Generationen und sozialen Schichten fördern.

Alle Befragten nannten den sozialen Aspekt als grundlegendes Merkmal des Gartens. Viele Mitglieder wollen aus dem Grund überhaupt erst in den Verein kommen, um Leute zu treffen und Anschluss zu finden: „[...] da wir ja in Ditzingen noch ganz neu waren dachte ich, es ist schöner, als nur alleine in irgendeinem Garten für sich zu machen, da hätte ich die Möglichkeiten auch Leute kennen zu lernen [...]“ (B5, Abs. 19). Der Garten bietet zunächst einmal den Raum zum Treffen und Knüpfen der

Kontakte. Gelegenheiten für die GärtnerInnen, in Kontakt mit Menschen zu treten entstehen bei

- der alltäglichen Gartenarbeit
- den monatlichen Arbeitstreffen
- gemeinsamem Beisammensitzen, Kochen und Grillen
- Festen
- Vereinssitzungen.

Durch die verschiedenen Möglichkeiten des Aufeinandertreffens entstehen auch unterschiedliche Arten und Intensitäten von Kontakten.

Die offensichtlichsten Kontakte, die im Garten entstehen sind die der Mitglieder untereinander. Bei gemeinsamen Aktivitäten entstehen soziale Netzwerke. Über das Gärtnern als gemeinsames Hobby kommen die Menschen ins Gespräch und tauschen sich aus. Alle befragten GärtnerInnen sprachen über Kontakte und Beziehungen, die zu den anderen Vereinsmitgliedern entstanden sind. Jacob Parker beispielsweise sagt: *„Ja, für mich ich hab (...) Kontakt mit mehreren Leuten hier [...]“ (B1, Abs. 45)*. Selbst Kebrina Yu, die sich selbst nicht als in den Garten integriert bezeichnete, erzählte von Kontakten und einer entstandenen Freundschaft (B6, Abs. 115). Bei den Kontakten zwischen den GärtnerInnen gibt es solche, die den Garten räumlich nicht verlassen: *„Und ansonsten sieht man sich draußen im Garten natürlich, und da sind die Kontakte gut“ (B3, Abs. 49)*, *„[...] weil wir uns dann doch im Sommer im Garten getroffen haben. Das war so der Punkt, wo wir uns sowieso getroffen haben, wo wir uns unterhalten konnten“ (B5, Abs. 25)*. Die GärtnerInnen treffen sich bei den Gelegenheiten, die der Verein ihnen bietet. Diese Kontakte können eher als Bekanntschaften bezeichnet werden. Teilweise treffen die GärtnerInnen sich jedoch täglich bei der gemeinsamen Arbeit. So kommt es auf regelmäßiger Basis zuerst zum Austausch über Gartenwissen, später dann über alltägliche und private Themen: *„[...] also wenn ich dann täglich in den Garten gehe um zu gießen und so weiter, entwickelt man sich Gespräche, hauptsächlich erst mal über das, was man gerade macht im Garten, was man so anbaut, wie man das macht und dann kommt man natürlich zu anderen Themen auch“ (B5, Abs. 21)*. Die meisten der Befragten fanden, dass die Mitglieder des Gartens generell sehr offen gegenüber fremden Menschen und Gewohnheiten seien. Die Gemeinschaft wird überwiegend als sehr positiv beschrieben: *„Durch den Garten habe ich auch viele kennengelernt, schöne Zeit verbracht,*

*gemeinsam, zusammen, ja das war toll“ (E3, Abs. 52), Senai Semre beschreibt die Mitglieder des Gartens sogar als seine Familie (B2, Abs. 50).*

In manchen Fällen entstehen durch den Garten auch Kontakte und Freundschaften, die über den Verein hinausreichen: *„[...] die eine Familie mit Kindern, die Frau mit ihren Kindern, die waren auch schon hier bei uns zu Besuch. Und dann trinkt man mal einen Kaffee oder einen Tee und so weiter“ (B3, Abs. 49), „[...] Ich hab (...) Kontakt mit mehreren Leuten hier (...) auch außer von dem Garten“ (B1, Abs. 45).* So kann gesagt werden, dass im Garten durchaus langfristige Netzwerke zwischen Zugezogenen und einheimischer Bevölkerung entstehen können. Da der Gemeinschaftsbereich den Mitgliedern zur freien Verfügung steht, werden im Sommer auch immer wieder private Grillfeste oder Treffen mit FreundInnen und Familie veranstaltet. Folglich werden die Kontakte der Familien untereinander gestärkt. Müslim Yazici erzählt beispielsweise, dass sich seine ganze Familie auch mit entfernteren Verwandten im Garten treffe und dass sich sein Sozialleben durch den Garten deutlich verbessert habe (E3, Abs. 30, 52).

Doch nicht nur die GärtnerInnen untereinander treten in Kontakt miteinander, durch den Garten entstehen auch noch weitere Arten der Interaktion von Menschen unterschiedlicher Herkunft und Kultur. Bei privaten, halböffentlichen oder öffentlichen Festen kommen häufig Dritte in den Garten, die nicht im Verein sind und tauschen sich mit anderen GärtnerInnen oder anderen Dritten unterschiedlicher Herkunft aus. Anette Fuchs erzählt von dem Kindergeburtstag ihrer Tochter, bei dem Kontakte zwischen Kindern von Nicht-Vereinsmitgliedern mit den Kindern der Vereinsmitglieder spielten: *„[...] die anderen Kinder die da kamen von den anderen Vereinsmitgliedern haben einfach mitgemacht und mitgespielt“ (B5, Abs. 31).* Winfried Doerjer erzählt, dass der Anreiz bestünde, dass die Menschen, die einmal den Garten besuchten, wieder kommen würden: *„[...] wenn jemand seine Freunde mitbringt, andere Familien einlädt und eine Geburtstagsfeier macht [...] Und man unterhält sich und dann kommen die vielleicht ein zweites Mal wieder“ (E4, Abs. 68).* Der Effekt auf die sozialen Kontakte zwischen Einheimischen und Zugezogenen reicht folglich über die bloße Mitgliedschaft im Garten hinaus. Das wird auch an der Zusammenarbeit und den Verbindungen mit anderen Vereinen deutlich, auf die ich in Kapitel 7.2.6 noch weiter eingehen werde. Insofern stellt der Garten also nicht nur einen Treffpunkt und sozialen Ort für die Mitglieder dar, sondern auch für Dritte, die in dem Garten auf verschiedene Lebenswelten treffen. Außerdem bleiben Passanten oft am Zaun stehen und kommen mit den GärtnerInnen ins Gespräch (B3, Abs. 153).

Gerade diese Offenheit und die zuvor bestehenden Netzwerke sind oftmals die Voraussetzung, dass eine Person zu Beginn überhaupt erst in Kontakt mit dem Garten kommt. Manche GärtnerInnen haben auch schon vor ihrer Mitgliedschaft Kontakt zu Personen im Garten. Diese bestehen teilweise innerhalb einer ethnischen Gruppe, wie beispielsweise bei Senai Semre: *„Mein Motiv war, zuerst war mein anderer Kollege hier. Und er hat uns einmal eingeladen, [...]“* (B2, Abs. 42). Durch den Kontakt zu eritreischen Gemeinschaft kam er in Verbindung mit dem Garten und so mit Menschen anderer Nationalität. Soziale Kontakte werden also im Garten aufgebaut und teilweise gefestigt. Die Kommunikation führt zu einem Austausch von Erfahrungen. Durch das Gestalten einer neuen sozialen Realität, einer Gemeinschaft mit Zusammengehörigkeitsgefühl, können bestehende Vorurteile abgebaut und Stigmatisierung vorgebeugt werden. Michael Makurath sieht in der Gemeinschaft, dem Kennenlernen die wichtigste Maßnahme gegen das Entstehen von Vorurteilen: *„Die größten Vorurteile entstehen immer im Vorfeld, wenn man/ sagen wir mal wenn man über die redet, die man nicht kennt“* (E5, Abs. 49). Außerdem sieht er gerade vom Blickwinkel der Zugezogenen aus die Chance, dass diese *„immer mehr in diese Gesellschaft herein [wachsen]“* (E5, Abs. 55). Dass soziale Kontakte zwischen Einheimischen und Zugezogenen die Entstehung von negativ konnotierten ethnischen Parallelgesellschaften vorbeugen soll, ist Konsens unter den Befragten und wird ebenfalls bei den Indikatoren in Kapitel 4 diskutiert. Der Garten in Ditzingen ist in dieser Hinsicht allerdings nicht frei von Problemen, Vorurteilen und Ausgrenzung.

Einerseits wird über Gruppenbildung gesprochen, die eine Durchmischung verhindern oder von denen sich andere Mitglieder teilweise ausgegrenzt fühlen: *„ABER zu den anderen Nationalitäten da bestehen nicht SO persönliche Kontakte, das ist eigentlich nur der Garten, weil sie tun sich im Privatleben eigentlich eher ein bisschen abschließen. Da sind ein paar Eritreer-Familien dabei, die sind zusammen und machen dann auch mal/ grillen zusammen. Aber da sind dann eher ein bisschen nationalitätsbezogene Feste“* (B3, Abs. 53).

Andererseits wird von einigen Befragten von einer mangelnde Offenheit und Offenheit ihnen gegenüber berichtet: *„[...] einige Mitglieder möchten auch nicht mit andern Leuten sprechen“* (B6, Abs. 73). Diese Tendenzen führen dazu, dass sich manche Mitglieder unwohl fühlen und selbst weniger das Bedürfnis verspüren, sich in der Gemeinschaft einzubringen. So sagt Peter Bühler beispielsweise über eine Gruppe im Garten: *„Die schotten sich sehr ab. Auch, wenn sie mal zusammen sitzen und Grillen.“*

*Da sitzen wildfremde Leute dabei. Die grüßen nicht, schauen einen nicht an, im Gegenteil, man hat das Gefühl man ist unerwünscht“ (B3, Abs. 163).* Diese Gruppenbildung führt er auf die Interessenlage und die Motivation der Leute zurück, die sie zum Benutzen des Gartens bewegt. Außerdem erzählt er, dass zu den beiden Flüchtlingen, die im Garten helfen, noch kein wirklicher Kontakt entstanden sei (ebd., Abs. 110).

### **Fazit**

Der Garten bietet die Möglichkeit des Kennenlernens der Mitglieder untereinander. Soziale Kontakte in der neuen Heimat sind oft der Schlüssel einer erfolgreichen Integration. Durch den Garten entstehen nicht nur Kontakte innerhalb der Gruppe der GärtnerInnen, sondern es können soziale Netzwerke in ganz Ditzingen dadurch geknüpft werden, dass die GärtnerInne auch ihre Verwandten und FreundInnen einladen und diese dann wiederum in Kontakt mit den GärtnerInnen treten. Die Kontakte innerhalb des Gartens reichen von lockeren Bekanntschaften bis hin zu engeren Freundschaften. Durch diese Verbindungen und das Konfrontiert sein werden Vorurteile abgebaut und Vertrauen aufgebaut: *„[...] das ist echt schön. Leute zusammen zu haben und das ist/ und das bringt auch Vertrauen, macht Menschen stärker“ (E3, Abs. 60).* Andererseits gibt es auch eine Kehrseite: Der Internationale Garten Ditzingen erfährt im kleinem Maß ebenfalls Ausgrenzung und Vorurteile. Eine ethnische Gruppenbildung lässt sich nicht vollständig vermeiden. Da der Integrationsgedanke des Gartens jedoch nicht die vollständige Assimilation zum Zweck hat, sondern vielmehr auf Vielfalt setzt, ist der Umgang mit der Gruppenbildung das Problem, als diese selbst. Eine offene Kommunikation und die Bereitschaft der einzelnen AkteurInnen ihre Gruppen für die anderen TeilnehmerInnen zugänglich zu machen, ist daher notwendig, wenn Vorurteile abgebaut werden sollen.

#### **7.2.4 Souveränität als Bedingung und Voraussetzung für Integration**

Ein wichtiger Grund vieler Befragter, im Garten mitzumachen ist die dadurch gewonnene Souveränität, ihr Leben und ihre Umwelt mit zu gestalten. Die Effekte auf die Lebenswelt der GärtnerInnen wirken sich in unterschiedlichen Bereichen aus.

Der Aspekt der Selbstversorgung steht bei den Befragten nicht an erster Stelle. Dies könnte daran liegen, dass die Befragten finanziell gut aufgestellt waren und nicht auf die Versorgung durch den Garten angewiesen sind. Eigenes Obst und Gemüse anzubauen ist für die GärtnerInnen durchaus wichtig - *„Ich wollte mein Gemüse“ (B1,*

Abs. 47). – aber vielmehr aus ökologischen - „Deshalb möchte ich Bio/ Bio- Gemüse zum Essen“ (B6, Abs. 37). – oder gesundheitlichen Beweggründen: „Das hat sich insoweit verändert, dass man einfach hoffentlich gesünder uns ernähren. Wir verbrauchen viel selber was wir dort im Garten anbauen“ (B3, Abs. 68). Ein weiterer Vorteil des Gartens ist die dort bestehende Infrastruktur, durch das Gartenhaus und die gemeinsam genutzten Geräte. Die Schwelle, einen eigenen Garten anzulegen liegt niedriger, da sich die Mitglieder nicht erst selbst teure Geräte anschaffen müssen. Gemeinschaftsnutzung ist dabei ein wichtiger Punkt: „[...] dass keiner Seine Hacke und seine Gießkanne mitbringen muss, das ist so praktisch“ (B5, Abs. 115). Weiterhin ermöglichen die niedrigen Pachtpreise für eine Parzelle auch Menschen mit geringeren finanziellen Mitteln, sich einen Garten leisten zu können: „Und dann sagen die ‚Ja, warum nicht. Was habe ich verloren, 60 Euro, nichts‘“ (E3, Abs. 64). Die Kosten für den Garten liegen bei den Mitgliedern also unter dem wahrgenommenen Nutzen. Die GärtnerInnen kommen, weil sie „[...] vielleicht früher mal einen Garten gehabt haben, aber der dann auch zu groß gewesen ist in Eigenverantwortung und einfach auch Leute, die Lust haben, mal im Garten zu arbeiten ohne die Verpflichtung ein ganzes/ also eine richtige Pacht abzuschließen“ (E2, Abs. 26). Petra Kossek-Thiel erwähnt diesbezüglich außerdem die Rolle der persönlichen Erfahrungen der GärtnerInnen mit Selbstversorgung in deren Heimatländern: „Und das dann/ da sind ja viele haben dort mit Selbstversorgung überlebt. Also die bringen da ihre Erfahrung von ihrem Land mit [...]“ (E2, Abs. 32). Diese Erfahrung wird von den Berichten beispielsweise von Senai Semre (B2, Abs. 88) oder Peter und Maria Bühler (B3, Abs. 27) gestützt, die in ihrer Heimat Landwirtschaft oder einen Garten besaßen und auf diesem Weg weiterhin selbstständiger sein können. Eine wichtige Rolle spielen zudem die Natur und der Naherholungswert des Gartens. Petra Kossek-Thiel erzählt, dass sie und ihr Ehemann den Garten als Ersatz für ihren Camping-Urlaub nutzen (E2, Abs. 18). Auch weitere Befragte fanden die Nähe zur Natur wichtig. Jacob Parker beschreibt zum Beispiel, dass er vor allem wegen der Blumen und der Schönheit in den Garten komme, die er gerne genieße (B1, Abs. 61) und auch das Ehepaar Bühler ist gerne in der Natur aktiv (B3, Abs. 68).

Untrennbar gekoppelt mit diesen ökonomischen und ökologischen Seiten der Souveränität ist ein sozialer Zugewinn, der im Garten entsteht. Viele MigrantInnen kennen aus ihrer Heimat eine soziale Gegenseitigkeit und Offenheit, die sie in Deutschland vermissen. Kebrina Yu erzählt von ihrem anfänglichen Gefühl in

Ditzingen: „Früher hatte ich ein komisches Gefühl [...] *Nobody outside, cold, people walking, but when they are walking they are looking at a/ at the floor, they don't SMILE, they don't look at you [...] I never had this kind of feeling in my life. The people are so COLD here*“ (B6, Abs. 91). Im Garten können sich die GärtnerInnen jedoch wieder eine gewohnte soziale Gegenseitigkeit aufbauen. Die Möglichkeit, etwas zu geben, und einen wertvollen Beitrag für andere zu leisten hat einen wichtigen Stellenwert im Leben der Befragten. So beschreibt Anette Fuchs sehr treffend: „[...] *so kenn das aus meiner Heimat, so in der Nachbarschaft. Wenn man von irgendwas zu viel hat, dann geht man zu den Nachbarn rüber, dann bringt man denen was und beim nächsten Mal, wenn die zu viele Äpfel haben dann kriegt man das und das kannte ich in Deutschland bis jetzt noch nicht so, also das habe ich dann hier in der Gartengemeinschaft auch gesehen. Das find ich schön*“ (B5, Abs. 73).

Einige Befragte berichten von einer individualistischen Tendenz der deutschen Gesellschaft und dass für sie Werte wie Gastfreundschaft, Freundlichkeit und Teilen einen sehr hohen Stellenwert inne haben. Der Garten bietet ihnen eine Plattform für diese Werte, dort werden sie willkommen geheißen und wertgeschätzt. Im Garten können sie tauschen, aber sie haben auch einen Raum, um Feste zu feiern und Gäste einzuladen. Der Garten dient als Erweiterung des Wohnraumes, was im Sommer einen positiven sozialen Zugewinn darstellt. Freiheit und Lebensqualität entsteht durch die Gelegenheit, im Garten unmittelbar in Kontakt zu treten und eine eventuell von früher gewohnte Bewegungsfreiheit und Selbstständigkeit weiterhin zu erleben. So spricht Senai Semre davon, dass es vor allem im Sommer für ihn und seine Kinder einen Mangel an Lebensqualität darstellt, wenn er nur einen Balkon hat, auf dem kaum Platz ist. Außerdem brauche er die Arbeit in der Natur. Für ihn ist „*Garten [...] Leben, im Sommer ist Leben, schönes Leben*“ (B2, Abs. 60). Bei diesen Gelegenheiten stärkt der Garten das Selbstvertrauen der Menschen, wenn sie merken, dass sie etwas zu geben haben und nicht als Fremde angesehen werden, sondern Teil einer Gemeinschaft sind. Auch wenn sie kein großes Haus mit Garten besitzen, können sie dennoch Feste ausrichten und soziale Gegenseitigkeit ermöglichen. Müslim Yazici berichtet von einem Klassenfest seines Sohnes, das im Garten ausgerichtet wurde und das sehr gut ankam (E3, Abs. 38). Zugezogene bekommen also nach außen hin ein Gesicht und können Gastfreundschaft und Offenheit an die Gesellschaft weitergeben.

Zwar ist der Garten in Ditzingen nicht speziell für therapeutische Zwecke gedacht, dass die Arbeit in der Natur und die Gemeinschaft aber positive Effekte auf die Psyche der

Mitglieder hat, ist nicht zu leugnen. Für Senai Semre beispielsweise, der in seiner Vergangenheit traumatische Erfahrungen gemacht hat ist der Garten „Leben“ (B2, Abs. 60). und auch Müslim Yazici sagt, dass der Garten für ihn ein heilsamer Ort ist, in dem er seine Probleme des Alltags vergessen kann: *„Und das ist für mich das/ das (uvs.), dass es mir gut geht. Nirgendwo anders“* (E3, Abs. 48). Gerade für Kinder sei diese Erfahrung wichtig, sagt er, dass diese eine sinnvolle Beschäftigung in der Natur hätten (E3, Abs. 80).

Auf diese Art und Weise stellt der Garten einen wichtigen Bestandteil in der Konstruktion einer selbstbewussten Identität innerhalb der neuen Heimat dar. Ein Stückweit kann im Garten die alte Heimat bewahrt werden, durch Bräuche und Gewohnheiten, die dort gelebt werden dürfen. Petra Kossek-Thiel berichtet beispielsweise davon, dass einige Frauen ihre Gerichte gerne im Freien kochen würden, wie sie es von zu Hause gewohnt seien, und dass sie für diesen Zweck den Garten nutzen würden (E2, Abs. 40). Ein neues Selbstbewusstsein der MigrantInnen, die im Garten Wertschätzung erfahren, wirkt sich auf andere Lebensbereiche aus, wie Winfried Doerjter berichtet: *„In dem Moment, wo ich ein Erfolgserlebnis habe, werde ich auch selbstbewusster. Und Selbstbewusstsein stärkt dann natürlich auch das Selbstvertrauen für andere Bereiche, außerhalb des Gartens“* (E4, Abs. 86). Ein gutes Beispiel für den Einfluss von Vereinen auf das Selbstbewusstsein und die Integration in der Gesellschaft ist der befragte Jacob Parker. Er erzählt, dass er durch die Kontakte im Garten auch im Gesangsverein aktiv wurde (B1, Abs. 41). Auf diese Weise wird der Handlungsraum der GärtnerInnen erweitert und die Zugezogenen erkennen, dass sie in dieser Gesellschaft einen „Wert“ haben, wenn sie in ihrer Erwerbstätigkeit nicht diese Bestätigung erhalten, weil beispielsweise Bildungsabschlüsse aus der Heimat in Deutschland nicht anerkannt werden.

Für die meisten Befragten stellt der Garten also ein Ort dar, in dem sie ihr Leben selbstbestimmt gestalten können. Dennoch gibt es Hindernisse und Grenzen des Einflusses des Gartens auf die Souveränität der Mitglieder. Zum einen wird davon berichtet, dass vor allem türkische und eritreische Gruppen die Gemeinschaftsfläche oft belegen würden, so dass andere sich in der Freiheit, diese zu nutzen, übergangen fühlen (B6, Abs. 183; Peter Bühler, Abs. 53). Hinzu kommt, dass der Garten selbstverständlicher Weise nur im Sommer, von April bis Oktober genutzt wird und so die Effekte auf das Leben der GärtnerInnen in den restlichen Monaten eher gering sind (B5, Abs. 85).

## **Fazit**

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass der Einfluss des Gartens auf die Souveränität der Mitglieder auf verschiedenen Ebenen groß ist. Selbstversorgung, Naherholung, Bewahrung von Traditionen aus der Heimat, soziale Unabhängigkeit, therapeutische Zwecke und Selbstbewusstsein – all diese positiven Aspekte für das Alltagsleben werden von den Befragten genannt. Jedoch wird der persönliche Zugewinn beschränkt durch die Dominanz mancher Gruppen im Garten und den klimatischen Bedingungen, die eine Beteiligung nur im Sommer möglich machen.

### **7.2.5 Freiwilliges Engagement**

Wie Christa Müller schreibt, ist das Aktivwerden der Zugezogenen, aber auch der Einheimischen in Kontakt mit den Zugezogenen ein wichtiger Schritt zu einer Integration, die aus der Innenperspektive der Menschen funktioniert. Durch das Engagement können Traditionen und Identitäten bewahrt werden und gleichzeitig findet eine Verankerung in der neuen Heimat statt (Müller 2002, S. 45).

Freiwilliges Engagement stellt im Internationalen Garten die Basis dar und ist der Grund, dass es das Projekt „Internationaler Garten“ in Ditzingen gibt. Vereine stellen generell durch ihre Ausrichtung auf ein gemeinsames Hobby eine Möglichkeit für Zugezogene dar, sich in der Gesellschaft einzugliedern. Sie ermöglichen durch die Arbeit an einem gemeinsamen Projekt Deutschen und Menschen mit Migrationshintergrund ohne gemeinsame sprachliche Basis in Kontakt zu kommen. So sagt der Oberbürgermeister Ditzingens über die Sportvereine: *„Insbesondere die Sportvereine, weil auch Sport funktioniert im Wesentlichen ohne Sprachkenntnis“* (E5, Abs. 47). Vereine dienen laut Makurath als wichtiger Faktor bei der Integration von Menschen mit Migrationshintergrund und besonders Asylbewerberbern. Dieses unterscheidet den internationalen Garten von den anderen in dem Punkt *„[...] dass er wirklich ganz primär diesen Integrationsgedanken lebt und in den Mittelpunkt stellt“* (E5, Abs. 35). Der Verein sei besonders daher eine Bereicherung für die Zivilgesellschaft in Ditzingen, da dort zwar ein großes Angebot an traditionellem Vereinswesen bestehe, aber auch das Engagement der BürgerInnen, die selbst kreativ sind, genutzt werden solle (ebd., Abs. 61). Die Mitglieder des Vereins sind meist solche, die vor allem Gärtnern möchten, aber noch keinen Einstieg in das konventionelle Vereinsleben finden oder finden wollen: *„Und ich denke hier sind auch die meisten, die sonst nicht groß in Vereinen sind [...]“* (E2, Abs. 26). Der Garten unterscheide sich

außerdem von anderen Vereinen, indem er „[...] ein bisschen anders organisiert“ (E2, Abs.86) sei.

Die freiwillige Arbeit besteht hauptsächlich in der Pflege der Gemeinschaftsfläche. Dafür müssen die Mitglieder jährlich zehn Stunden bei den Gartensamstagen in verschiedenen Gruppen, beispielsweise der Sträucher- oder Kompostgruppe leisten. Weiterhin gibt es die typischen Vereinsposten wie den ersten und zweiten Vorstand und den Kassenwart. Der Vorstand trifft sich einmal jährlich zu einer Versammlung, und dann gibt es jährlich eine Mitgliederversammlung im Sommer (E3, Abs. 22). Der Verein organisiert außerdem ein Sommerfest für seine Mitglieder und vernetzt sich mit anderen Vereinen, öffentlichen Einrichtungen der Stadt Ditzingen und anderen „Urban Gardening“-Projekten. Außerdem ist die Öffentlichkeitsarbeit, namentlich die Pflege der Homepage und das Herstellen von Kontakten zur Stadt, eine Aufgabe im Verein (E2, Abs. 14). Die Gruppen für die Gartensamstage werden bei der Mitgliederversammlung beschlossen (B5, Abs. 89). Dabei achten die Mitglieder darauf, dass die Jüngeren und Stärkeren für die schwereren körperlichen Arbeiten verantwortlich sind: *„Bis jetzt hab ich das gemacht. Ich mache das, was die älteren Leute nicht machen [...]“* (B2, Abs. 48). Schwierig bei der Gruppenarbeit scheint die Gleichverteilung der Aufgaben zu sein. Da einige Mitglieder nicht regelmäßig zu den Arbeitstreffen erscheinen, finden es einige Mitglieder unfair, die meiste Arbeit verrichten zu müssen: *„Aber so im Laufe des Jahres habe ich schon hier und da mitbekommen: ‚Aha, wir machen das, und derjenige, der eigentlich in unserer Gruppe ist, beteiligt sich nicht so dran‘“* (B5, Abs. 89).

Die Aufgaben und Treffen, die im Garten anstehen, werden meist per Mail vom Vorstand oder dem zweiten Vorstand an die Mitglieder kommuniziert. Die Termine werden außerdem auf einer Tafel am Gartenhaus notiert, so dass die Mitglieder, die an einem Gartensamstag nicht teilnehmen können und keine E-Mails lesen, informiert sind. Eine funktionierende Kommunikation stellt laut Anette Fuchs (B5, Abs. 39) ein Problem dar, da einige Mitglieder keine E-Mails lesen würden. Innerhalb der Gruppen bestehen bisweilen Schwierigkeiten mit der Kommunikation und dem Absprechen der Arbeitsabläufe (B1, Abs. 33).

Bei einem Verein, der Integration als Ziel hat sei vor allem wichtig, dass er aus der Mitte der Bevölkerung heraus entstehen würde, und nicht durch städtische Hand geplant sei. Dabei sei das Engagement der Personen, die das Projekt planen und ins Leben rufen essentiell für den Erfolg des Projektes: *„der Anfang ist sehr wichtig. Wenn*

*du das schon/ unten den Boden gemacht hast, dann laufen die anderen Sachen automatisch“ (E3, Abs. 98). Das weitere Engagement hängt stark von der Eigenmotivation der AkteurInnen selbst ab. Wenn der Kontakt hergestellt ist – was in vielen Fällen durch Bekannte und FreundInnen, also ein bereits bestehendes Netzwerk geschieht – liegt es in der eigenen Verantwortung der Menschen, sich in der Gemeinschaft einzubringen. Jacob Parker findet: „Integration, ja, Integration ist etwas, was MEINE Verantwortlichkeit ist (...). Ich sitze nicht in meinem Haus und warte, bis die Stadt Ditzingen was für Integration macht [...]“ (B1, Abs. 78). Aus diesem Grund ist er noch in anderen Vereinen aktiv und spricht von der Offenheit der Menschen in Ditzingen, die er dadurch erfahren hat. Eine gegenseitige Annäherung kann also durch die Vereinsarbeit gefördert werden. Die Befragten zeigten sich in diesem Punkt sehr engagiert: „[...] wenn es um gemeinsame Arbeit geht, sind wir immer dabei“ (B3, Abs. 59).*

Problematisch beim Engagement ist, dass meist die bereits gut integrierten Menschen sich davon angesprochen fühlen. Dadurch entsteht ein verzerrtes Bild, denn die Interviewten und generell die Mitglieder des Vereins sind diejenigen, die sich engagieren möchten. So stellt Peter Bühler im Interview fest, dass es *„es [...] immer die Gleichen [sind], die sich interessieren“ (B3, Abs. 180)*. Auch innerhalb des Vereins gibt es Mitglieder, die sich stärker engagieren als andere – *„Wir haben Leute hier, die viel Arbeit tun und andere, die Minimum Arbeit tun“ (B1, Abs. 29)* – was die Befragten kritisierten. Einige Befragten wünschten sich mehr Eigeninitiative innerhalb des Gartens: *„[...] und man muss auch von den Leuten erwarten, dass sie selber auch Kontakt aufnehmen und FRAGEN und so weiter“ (B3, Abs. 121)*. Hinzu kommt dass es bei den Gruppentreffen Mitglieder gibt, die ihren Verpflichtungen nicht nachkommen: *„Und von der Hälfte, die nicht kommt, tun sich vielleicht drei, vier entschuldigen und der Rest meldet sich gar nicht“ (E2, Abs. 112)*. Aus diesem Grund gab es schon Mitglieder, die aus dem Verein ausgeschlossen wurden: *„Wir haben auch schon einmal einen [...] bewegt raus zu gehen, weil der nicht gut getan hat. Weil er nicht gemeinschaftlich war, einfach die Arbeit nicht getan hat“ (E4, Abs. 58)*. Eine Bereitschaft, die für den Garten festgelegte Regeln einzuhalten und eine Bereitschaft zu freiwilligem Engagement sind also die Grundvoraussetzungen für das Funktionieren der Integration im Internationalen Garten.

Die Vereinsstruktur und die Organisation im Garten stellt allerdings für einige Mitglieder eine Herausforderung dar. Einige Mitglieder würden sich nur auf den

Vorstand verlassen und selbst nur wenig Verantwortung übernehmen: „[...] also wenn etwas ist, dann wird der Vorstand angerufen, sie könnten es aber auch selber regeln (E2, Abs. 110). Eine Befragte spricht davon, dass ihre Vorschläge hinsichtlich der Entwicklung des Gartens in den Mitgliederversammlungen wenig Beachtung fänden und dass der Verein durch eine auf den ersten Blick versteckte Hierarchie funktioniert: „It seems to be open, but it's not, in some way for me. They have their way of thinking already, okay? They ask/ okay, they ask some idea, but they will not take it, in some way“ (B6, Abs. 61). Durch diese gefühlte Diskriminierung zieht sich die Befragte sogar aus den Gemeinschaftsaktivitäten zurück: „[...] früher bin ich immer jedes Arbeitszeit gekommen oder teilgenommen. Aber jetzt nehme ich an diesen Meeting auch nicht so oft teil“ (B6, Abs. 67).

### **Fazit**

Der Internationale Garten ist ein besonderes Vereinsprojekt, welches die Integration in den Vordergrund stellt. Freiwilliges Engagement in Vereinen stellt für die Menschen, die neu an einem Ort sind die Möglichkeit dar, sich im Leben des Ortes einzubringen und so die soziale Wirklichkeit ein Stückweit neu zu erfinden. Integration kann durch Freiwilliges Engagement in Interkulturellen Gärten dann gefördert werden, wenn die Grundvoraussetzungen, wie Infrastruktur und eine funktionierende Organisation gegeben sind. Dann kommt es auf die Bereitschaft der Mitglieder an, sich einzubringen. Im Internationalen Garten in Ditzingen sind die Grundvoraussetzungen gegeben. Die Gründer, allen voraus Winfried Doerjer, hat den Verein gut aufgestellt und organisiert. Außerdem sind durch die bereitgestellten Gerätschaften, die Toilettenanlagen und die Wasserversorgung (E4, Abs. 72) grundlegende Bedingungen gegeben, so dass die Partizipation Großteils von der Motivation der Vereinsmitglieder abhängt. In diesem Punkt sind die Befragten jedoch nicht gänzlich zufrieden. Einerseits finden einige Befragte, dass ein Teil der GärtnerInnen zu wenig Engagement zeigt, andererseits fühlen sich andere wenig beachtet und ziehen sich deshalb zurück. Diese Schwierigkeiten ließen sich durch ein erhöhtes Maß an Kommunikation zwischen den Mitgliedern verbessern.

#### **7.2.6 Offenheit des Projektes und Gleichberechtigung Aller**

Offenheit wird von Christa Müller als Voraussetzung für einen erfolgreichen Internationalen Garten beschrieben. Das bedeutet, nichts vorauszusetzen und zu verlangen, kurz, Raum für Entwicklung zu lassen. Dennoch empfiehlt sie bei der

Planung, Grenzen zu setzen, auf eine heterogene Herkunft der Mitglieder zu achten (Müller 2002, S. 148).

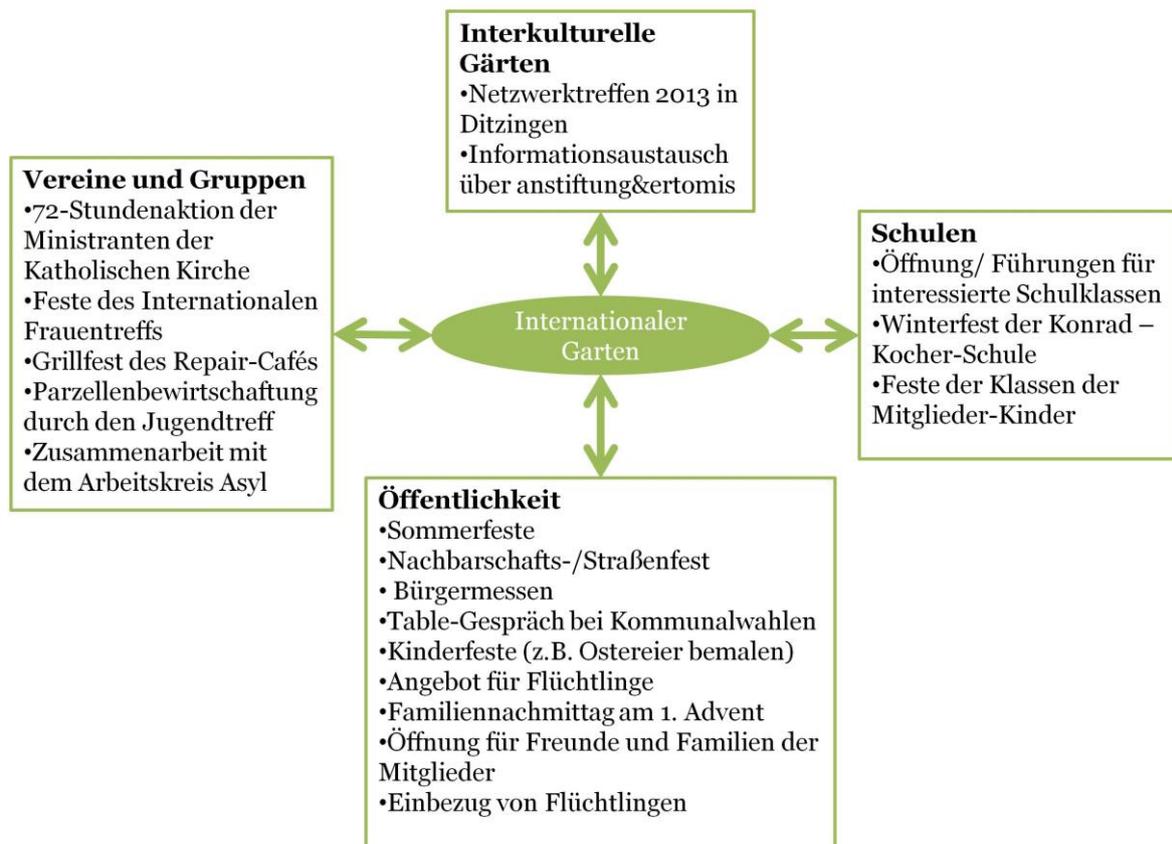
Der Verein ist ein niedrighschwelliges Projekt. Gerade durch den günstigen Mitgliedsbeitrag von 60 Euro im Jahr und der Tatsache, dass die Gartengeräte vorhanden sind, benötigen die GärtnerInnen keine weiteren finanziellen Mittel, außer dem Saatgut, das aber oft getauscht wird, um im Garten aktiv zu werden. Die Aufnahme im Verein erfolgt sehr einfach über das Nachfragen nach einer freien Parzelle. Wenn dies gegeben ist, kann man in den Verein aufgenommen werden. Um eine strukturelle Gleichberechtigung herzustellen achtet der Verein jedoch bei der Aufnahme neuer Mitglieder darauf, dass ein ausgewogenes Verhältnis zwischen den Nationalitäten im Garten herrscht, beziehungsweise dass keine Mehrheit einer Nationalität entsteht: *„Also zwei Familien ist schon viel von einer Nationalität“* (E3, Abs. 74). Winfried Doerjer sagt im Interview, dass das nicht immer einfach sei, da man auch Anfragen von Interessierten ablehnen müsse (E4, Abs. 62). Im Prinzip hat jeder Interessent die Möglichkeit, im Garten mitzumachen, praktisch jedoch wird diese Möglichkeit durch die Kapazität der Parzellen des Vereins sowie den Ausschlusskriterien der Nationalität begrenzt. Wie schon in Kapitel 7.1 beschrieben, sind hauptsächlich ältere Menschen im Garten tätig, es fehlt an einer Durchmischung der Altersstruktur. Doch auch darauf soll in Zukunft bei der Auswahl der neuen Mitglieder geachtet werden. Als Absicherung gibt es für jedes neue Mitglied ein Probejahr, in dem geschaut wird, ob die Person oder die Personen in das Konzept des Gartens hineinpassen (E2, Abs. 118). Zum Zeitpunkt der Interviews jedoch waren die Parzellen des Gartens voll belegt und eine Aufnahme neuer Mitglieder nicht möglich.

Die Mitglieder innerhalb des Gartens sind formal gleichberechtigt. Durch die Aufteilung in den Arbeitsgruppen hat jeder seine Pflichten, denen er ungeachtet der Nationalität nachkommen muss. Jeder muss die festgelegten Stunden im Gemeinschaftsbereich abarbeiten und hat zugewiesene Aufgaben: *„Ja, gleichberechtigt. Jeder hat eigene Teile zum Schaffen [...]“* (B2, Absatz 50). Es gibt Regeln für die Gemeinschaftsarbeit und für die Pflege der Parzellen, an die sich die GärtnerInnen halten müssen. Wenn sich ein Mitglied nicht an die Regeln hält, wird es ermahnt - *„[...] wenn keine Mitarbeit ist oder der Garten vergammelt, dann macht man ein paar Mahnungen [...]“* (E2, Abs. 116). – und wird letztendlich des Gartens verwiesen (E3, Abs. 34). Auf diese Weise wird darauf geachtet, dass die Abläufe im Verein auf lange Sicht stabil funktionieren: *„[...] in der Regel klappt es“* (E4, Abs. 44).

Innerhalb des Gartens ist die Offenheit also einerseits durch die Mitgliederstruktur und die bestehenden Regeln gegeben. Andererseits berichten die meisten Befragten auch von einem Klima des Vertrauens und der Offenheit auf persönlicher Ebene unter den Mitgliedern. Diese Offenheit ist jedoch nicht immer gegeben und einige Mitglieder fühlen sich einer Mehrheit an bestimmten Gruppen ausgegrenzt: „[...] man hat wirklich manchmal das Gefühl, man wird nicht akzeptiert und nicht ernst genommen“ (E2, Abs. 163). Diese Gruppen hätten „[...] sehr viele Rechte und wenig Verpflichtungen“ (B3, Abs. 165). Peter Bühler sieht die Lösung in einer stärkeren Kommunikation zwischen den Vereinsmitgliedern (B3, Abs. 167).

Offenheit bedeutet auch die Offenheit nach außen hin. Der Verein ist kein geschlossenes System, sondern agiert mit anderen Vereinen und Einrichtungen. So nannten die Befragten folgende Aktivitäten und Kooperationen, die in Zusammenarbeit mit andern Vereinen und Einrichtungen stattfanden und teilweise regelmäßig stattfinden, wie in Abbildung 6 ersichtlich wird.

Abbildung 6: Zusammenarbeit und Aktionen des Internationalen Gartens



Quelle: Eigene Darstellung

Die Kooperationen lassen sich in vier Gruppen gliedern. Der Garten tritt durch Aktivitäten wie die 72-Stundenaktion oder gemeinsamen Festen immer wieder mit verschiedenen Vereinen und Gruppen in Ditzingen in Kontakt. Gerade im Sommer bietet der Garten eine Möglichkeit für Gruppen, ihre Treffen auf der Gemeinschaftsfläche abzuhalten. Diese Kontakte werden meist durch andere freiwillige Aktivitäten von den Mitgliedern hergestellt (E2, Abs. 106). Sie können aber auch selbst auf den Verein zugehen und fragen, ob die Gemeinschaftsfläche zur Benutzung freisteht: *„Die können kommen, besichtigen und mit uns sprechen. Da können wir schon vieles machen hier drin“* (E3, Abs. 36). Petra Kossek-Thiel wünscht sich außerdem einen noch intensiveren Kontakt mit anderen, auch traditionellen Vereinen in Ditzingen: *„Und der Kontakt kann ruhig ein bisschen mehr werden“* (E2, Abs. 106). Die zweite Gruppe, mit der der Garten in Kontakt tritt, sind die Schulen. Gerade mit der sich in direkter Nachbarschaft zum Garten befindenden Konrad-Kocher-Schule gibt es immer wieder gemeinsame Aktionen. So feiert beispielsweise eine Gruppe der Konrad-Kocher-Schule Winterfest zusammen mit dem Verein und es fanden schon mehrere Besichtigungen des Gartens statt. Dies würde sich nun durch einen Wechsel im Rektorat der Schule in Zukunft noch festigen, wie Petra Kossek-Thiel erzählt. Allerdings würde sie sich für den Internationalen Garten noch mehr Kontakt zu den Ditzinger Schulen wünschen, auch in der Form, dass eine Schulklasse eine Parzelle bewirtschaftet (E2, Abs. 108). Die dritte Verbindung besteht zwischen dem Garten und der Öffentlichkeit. Diese erreicht der Garten durch Veranstaltungen wie Sommerfeste, die für die Öffentlichkeit zugänglich sind oder aber auch Auftritte bei Messen oder Einladungen an die Politik. Außerdem zeigt sich der Garten offen, Flüchtlingen eine sinnstiftende Beschäftigung zu geben, die zwar keine Parzelle bewirtschaften, aber zu den Treffen kommen dürfen und auch vom Mitgliedsbeitrag freigestellt sind (E3, Abs. 74). Zu guter Letzt gibt es noch die Verbindung, die der Garten mit der Gemeinschaft der Interkulturellen Gärten besitzt. Hier fand im Jahr 2013 ein Netzwerktreffen statt, bei dem auch Mitglieder anderer Interkultureller Gärten in Ditzingen zusammenkamen, um sich auszutauschen (E2, Abs. 68). Dieser Kontakt ist jedoch beim Internationalen Garten nicht so sehr ausgeprägt wie die Verbindungen innerhalb Ditzingens, was sich durch die fehlende räumliche Nähe zu anderen Projekten erklären lässt: *„wer will kann hingehen, aber meistens ist es aufwendig, weil es irgendwo weiter weg ist“* (ebd., Abs. 68). Allerdings würde sich der Vorstand, und vor allem Winfried Doerjer regelmäßig über die Themen der Internationalen Gärten über das Netzwerk von anstiftung&ertomis informieren.

## **Fazit**

Die Anteile der Nationalitäten entsprechen nicht der tatsächlichen Bevölkerungsstruktur in Ditzingen, was auch nicht das Ziel des Gartens ist. Die Heterogenität entspricht den Empfehlungen von Christa Müller. Mangelnde Offenheit könnte insofern festgestellt werden, dass Interessierte abgewiesen werden, wenn sie nicht die „richtige“ Nationalität aufweisen. Da ethnische Mehrheiten jedoch vermieden werden wollen, ist die sorgfältige Auswahl ein unverzichtbarer Prozess. Ein Ausgleich kann außerdem durch die große Offenheit des Vereins nach außen hin geleistet werden. Er zeigt sich offen gegenüber Vereinen, Öffentlichkeit und Schulen. Müslim Yazici beschreibt die Einstellung des Vereins mit folgenden Worten: *„Also jeder ist willkommen, also hier drin“* (E3, Abs. 34). So können auch MigrantInnen, die keinen Platz im Garten bekommen, an Veranstaltungen teilnehmen oder im Fall der Asylbewerber sogar im Garten mitarbeiten und ihn mitbenutzen. Michael Makurath sieht den Verein gut in der Ditzinger Vereinswelt vernetzt: *„Das machen die, sind bei vielen Veranstaltungen präsent, nutzen die Möglichkeit der Begegnung mit anderen Vereinsvorständen und bringen sich ins Gemeinwesen ein und dadurch entsteht dann die Idee der Zusammenarbeit“* (E5, Abs. 67). Diese Kontakte nach außen sind aber durchaus noch ausbaufähig. Die GärtnerInnen wünschen sich mehr Kontakt mit außen, sagt Petra Kossek-Thiel, und dass der Garten eine Anlaufstelle für viele weitere Menschen sein könnte (E2, Abs. 106).

### **7.2.7 Identitätskonstruktion und Transkulturelle Identitäten**

Nationale Identitäten spielen im Garten durchaus eine Rolle, sei es aus der Sicht von außen, also von der Sicht von einer auf die andere Nationalität, aber auch von den Personen Innenperspektive einer Person einer bestimmten Nationalität. Die Befragten verwenden in den Interviews häufig die Nationalität, um einander zu beschreiben: *„Da sind ein paar Eritreer-Familien [...]“* (B3, Abs. 53), *„[...] nur noch türkische Familien [...]“* (E2, Abs. 36). Außerdem ist die Nationalität auch das Aufnahmekriterium für den Garten, wobei auf eine Durchmischung geachtet wird (vgl. Kapitel 7.2.6). Bereits bestehende Kontakte und gebildete Gruppen einer Nationalität können neu zugezogenen MigrantInnen die Ankunft erleichtern. So erzählt beispielsweise Senai Semre von einem eritreischen Club, den er regelmäßig in Stuttgart besucht (B2, Abs. 46). Anhand seiner Schilderung wird deutlich, dass diese Bindung einen hohen Stellenwert in seinem Leben besitzt. Durch diese Gruppen kommen viele der GärtnerInnen auch zum ersten Mal in Kontakt mit dem Internationalen Garten. Dort

bestehen die Gruppen, auch in den Familienbeständen oft fort: „[...] *der hat seine eritreischen Verwandten und Bekannten hier und hängt mit denen rum*“ (E4, Abs. 82). Diese Gruppenbildung setzt sich dann teilweise im Garten fort: „*Aber das sind dann eher ein bisschen nationalitätsbezogene Feste*“ (B3, Abs. 53). Der Garten ist also ein Ort, an dem die GärtnerInnen ihre Bräuche und Gewohnheiten beibehalten können, was vielleicht ihre Wohnverhältnisse nicht zulassen würden. Peter Bühler kritisiert diese Nationalitätsbezogenheit mancher Mitglieder: „*Die machen sich's insoweit einfach, sie reden ihre Heimatsprache und/ und tauschen sich da aus, das ist bequem, das ist einfach und dabei bleibt's*“ (B3, Abs. 124). Es herrsche bei manchen Gruppen eine Fokussierung auf die eigene ethnische Gruppe, die eine Abgrenzung hervorrufe (B3, Abs. 163). Dieses Gefühl teilt auch Kebrina Yu, die die Ursache der Abgrenzung und Diskriminierung an den unterschiedlichen Einstellungen der verschiedenen Ethnien sieht (B6, Abs. 75). Wie in vergleichenden ethnologischen Studien bewiesen wurde, verringert die wahrgenommene und tatsächliche Nähe zweier ethnischer Gruppen den sozialen Abstand zwischen diesen (Antweiler 1994, S. 148). Dieses Phänomen bestätigte sich auch in den Interviews. So stellt Peter Bühler fest, dass „[...] *bei europäischen/ oder Leuten, die aus dem (...) westlichen Lebensraum kommen, die finden dann eher Kontakte und da sind dann einfach mehr Übereinstimmungen da. Aber sonst ist es schon ein bisschen schwierig*“ (B3, Abs. 55). Einige Befragten nennen hier besonders die Rollenverteilung zwischen den Geschlechtern, bei denen sie Unterschiede beobachten: „*Auf dem Gemüsebeet arbeiten die Männer (lacht). und bei dem Grillen wird das Essen nur von den Frauen gemacht und vorbereitet und zubereitet. [...] Je nach Herkunft spielt dann diese Rolle/ hat ein Gewicht*“ (B5, Abs. 59-63).

Vorurteile und ethnozentristische Sichtweisen lassen sich durch Zusammenarbeit allein nicht abbauen. Die Abgrenzung gegenüber dem „Fremden“ ist tief in der Identität verwurzelt und kommt teilweise auch in den Interviews zum Tragen. So werden bestimmten Gruppen oder Menschen anderer Nationalitäten auch negative Eigenschaften zugeschrieben, die sich dann durch Erfahrungswerte im Garten erhärten: „*wenn hier alles belegt wird von türkischen Familien. [...] und es sitzt alles voll und es ist vielleicht nicht GANZ so ordentlich wie sie es sich vorstellen [...]*“ (E2, Abs. 88). Bestimmte Zuschreibungen an verschiedene Nationalitäten werden im Garten weiter beibehalten. Peter Bühler beispielsweise spricht über eine Situation, in der türkische Familien ihren Kindern zu viel Freiraum gegeben hätten und für

Unordnung im Garten gesorgt hätten (B3, Abs. 169). Kebrina Yu erzählt, dass einige Leute nicht mit ihr sprechen möchten, und dass das ihrer Meinung nach auch an den Unterschieden zwischen den Kulturen läge (B6, Abs. 75). Auch Petra Kossek-Thiel erzählt, dass Vorurteile im Garten eine Rolle spielen würden: *„Teilweise werden Vorurteile abgebaut, aber teilweise werden sie auch beobachtet, also dass es nicht immer ganz einfach ist“* (E2, Abs. 38).

Auch von Seiten der Zugezogenen gibt es innere Konflikte bei der Identifizierung mit der neuen Heimat. Zwei der Befragten, die noch nicht lange in Ditzingen wohnten, erzählten, dass sie sich zu Beginn unwohl gefühlt hätten, da in Deutschland die Kommunikation zwischen den Menschen nicht so offen sei, wie sie es aus ihren Heimatländern gewohnt waren (B6, Abs. 91, B5, Abs. 85). Durch den Garten habe sich die Sicht bei Anette Fuchs auf die neue Heimat jedoch gewandelt (B5, Abs. 85). Kebrina Yu hingegen fühlt sich auch im Garten ausgegrenzt und spricht sogar von Diskriminierung: *„And people will not care if I will suggest anything or not. This is also a kind of discrimination sometimes“* (B6, Abs. 225).

Eine weitere Tendenz, die ich in den Interviews feststellen konnte war, dass viele der Befragten auf die Rolle von kürzlich zugewanderten Flüchtlingen zu sprechen kamen, die in der Debatte um Integration eine Sonderstellung einzunehmen scheinen: *„Also meine Schwiegereltern gleich so reagiert: ‚Ja, und sind das Asylanten?‘ (lacht) ‚Ja, ich weiß es nicht, und wenn ja, es stört mich nicht“* (B5, Abs. 99). Anette Fuchs erzählt, dass ihre Schwiegereltern ihr Anfangs auch skeptisch gegenüberstanden, diese Vorbehalte über die Jahre jedoch überwunden hätten (B5, Abs. 99). Vorurteile gegenüber Flüchtlingen sei jedoch nichts Neues, sagt Michael Makurath. Auch nach dem zweiten Weltkrieg und nach dem Kosovo-Konflikt in den 1990er Jahren kam eine hohe Zahl an Flüchtlingen nach Ditzingen, die „fremd“ waren, sei es wegen sprachlicher oder religiöser Unterschiede: *„Aber die wurden natürlich auch nicht mit offenen Armen aufgenommen, da gab es die gleichen Vorbehalte“* (E5, Absatz 51).

Generell äußerten sich die Befragten aber positiv und offen gegenüber Asylbewerbern. So sagt Jacob Parker beispielsweise über sich selbst, er sei *„Offen und liberal. Ich mag andere Leute [...]“* (B1, Abs. 76). Durch diese offene Einstellung wird die Entstehung von transkulturellen Identitäten in den Vereinen von Anfang an unterstützt: *„Gerade in solchen Vereinen sind dann auch Leute, die nicht unbedingt mit Vorurteilen so zu kämpfen haben, weil (...). ich denke solche Menschen, die gegenüber Fremden große Vorurteile haben sind nicht so bestrebt in so einen Verein einzutreten“* (B5, Abs. 99).

Oft seien die Mitglieder auch in Mischehen wodurch der Alltag dieser Menschen von Konfrontation mit unterschiedlichen Identitäten geprägt ist und Interkulturalität schon in den Wohnzimmern entsteht. Petra Kossek-Thiel spricht davon, dass interkulturelle Erfahrungen des Gründers Winfried Doerjers einen Grund für seine offene Haltung gegenüber den Geflüchteten darstelle (E2, Abs. 62). Diese Tatsache zeigt, dass die Bedeutung von transkultureller Identität im Bezug auf Integrationsbemühungen klar gemacht wird. Dass Interkulturalität als Bedingung für Integrationsanstrengungen Relevanz hat, lässt sich auch daran erkennen, dass von sechs GärtnerInnen, die ich befragte, fünf eine Ehe mit einem Partner führten, der aus einem anderen Land stammt. Dieser Gedanke wird im Garten dann weitergedacht. So erzählt das Ehepaar Bühler, wie die weißrussischen Essgewohnheiten Marias auch Peter beeinflussen und wiederum im Garten durch das Pflanzen und ländertypische Zubereiten von Roter Bete weitergegeben wird (B4, Abs. 99). Auch die Kinder, die aus diesen Mischehen hervorgehen, wachsen in einem Umfeld auf, in dem sie tagtäglich mit verschiedenen ethnischen Identitäten konfrontiert werden. Im Garten, beim Spielen mit Kindern der anderen Mitglieder wird dieser interkulturelle Gedanke noch weiter verankert.

Es fiel auf, dass drei der sechs befragten GärtnerInnen darüber sprachen, dass sie abgesehen von Deutschland schon einmal für längere Zeit in anderen Ländern fern des Herkunftslandes gelebt hätten. Kebrina Yu spricht davon, dass sie in den USA gelebt hätte (B6, Abs. 165), Anette Fuchs lebte einige Jahre in Japan (B5, Abs. 107) und Jacob Parker laut eigenen Aussagen einige Jahre in Afrika (B1, Abs. 76). Die drei Befragten sprechen über Auswirkungen auf ihre Lebenswelten, die diese Erfahrungen für sie gehabt haben. So erzählt Anette Fuchs, dass sie in Japan viele internationale Kontakte knüpfen konnte (B5, Abs. 113) und sich japanische Essgewohnheiten und ein Interesse für die dortige Flora angeeignet habe (ebd., Abs. 67-69).

Das Kennenlernen anderer Mentalitäten und Gewohnheiten bietet die Gelegenheit für alle GärtnerInnen eigene Werte und die Identität zu hinterfragen und neu zu konstruieren. Die Frage nach der eigenen Identität stellt sich natürlich in besonderem Maße, wenn man sich in einer neuen Umgebung zurechtfinden muss. Mit der Frage nach der eigenen Identität waren oder sind die Befragten immer wieder konfrontiert: *„I can say as my identity I am a German, I can maybe answer: ,identity, I don't know who I am here [...] Ich habe keine identity there“* (B6, Abs. 159, 225). Das ethnozentristische, binäre Weltbild wird aufgerüttelt durch die Erkenntnis, dass nicht

nur die Gebräuche der eigenen ethnischen Gruppe positiv belegt sind, sondern auch die der „Fremden“: „[...] die Türken sind auch GASTFREUNDLICH. Man sitzt zu denen hin, die bieten dir alles an, was sie grillen, weil die ja riesen Mengen mitbringen zum Grillen, das ist eine wahre Pracht (lacht) die Deutschen sind da so spärlich und die bringen da für eine ganze Woche [...]“ (E2, Abs. 38).

Durch den kulturellen Austausch und die sozialen Kontakte entstehen im Kleinen neue, interkulturelle Identitäten. Denn durch die Auseinandersetzung mit verschiedenen Persönlichkeiten hinterfragen die GärtnerInnen immer wieder ihre eigene Identität: „Man lässt sich immer beeinflussen von außen. Das ist normal, denke ich (B5, Abs. 113). Ausländische GärtnerInnen müssen sich nicht für die eine oder die andere Kultur entscheiden - sie können sowohl Teile ihrer eigenen Identität beibehalten, als auch neue hinzufügen. Der Garten bietet Raum, solche Entwicklungen zuzulassen und zu experimentieren. So kann folgendes Zitat von Senai Semre im übertragenen Sinn verstanden werden: „Verschiedene Identitäten, verschiedene Kulturen, verschiedene Sprachen, verschiedene Nationen sprechen eine Sprache [...]“ (B2, Abs. 50).

### **Fazit**

Sowohl auf Gruppenebene als auch im Alltag des Einzelnen spielt die Identitätskonstruktion und die Identifikation mit anderen Menschen eine große Rolle. Im Internationalen Garten in Ditzingen setzen sich die Mitglieder im Alltag sowohl mit ihrer nationalen oder ethnischen Identität auseinander, als auch mit ihrer Haltung gegenüber anderen Identitäten. Als flexible Konstruktionen wandeln sich Identitäten im Kontakt mit Menschen anderer Herkunft, Religion und Sprache. Neue Gewohnheiten werden durch diesen Kontakt angenommen, Wissen erweitert und weitergegeben. In gewissem Maße werden dabei auch Vorurteile abgebaut, jedoch kann der enge Kontakt auch Konflikte schüren und Vorurteile aufkommen lassen und diese erhärten. Die Fokussierung auf nationale Identitäten sind auch im Internationalen Garten Ditzingen zu spüren, durch Kommunikation und persönliches Interesse kann diese nationale Fokussierung sowie transkulturelle Identität miteinander verbunden werden. Der Garten kann bei der Auseinandersetzung mit der eigenen Identität eine wichtige Rolle spielen. Gewohnheiten aus dem Heimatland können in den halböffentlichen Raum getragen werden und finden damit auch Legitimation in der neuen Heimat.

### 7.2.8 Integration im räumlichen Kontext

Wie schon in Kapitel 6.1.1 beschrieben, lebten im Jahr 2011 in Ditzingen etwa 26 Prozent Menschen mit Migrationshintergrund. Eine räumliche Segregation wird von den Experten nicht wahrgenommen: *„Ausländersituation in Ditzingen fällt eigentlich nicht auf. Es sind ja verschiedene Stadtteile, es gibt ja nicht die Stadt Ditzingen, sondern die verschiedenen Teilorte hier. Und es gibt zwar sehr viele Ausländer, aber wir haben nicht die Situation wie in der Großstadt, wo das so vehement auftritt“* (E4, Absatz 50). Die Zahl der Flüchtlinge in Ditzingen beläuft sich laut Oberbürgermeister Michael Makurath momentan auf 70-80 Personen, in den nächsten zwei Jahren werde sich diese Zahl aber noch einmal um 500 Personen erhöhen. Die Stadt strebt eine dezentrale Unterbringung dieser Menschen an, um eine starke Konzentration in bestimmten Stadtvierteln zu vermeiden (E5, Abs. 43-45). Die Integration findet auf kleinster Ebene zwar im Garten selbst statt, jedoch stellt sich die Frage, inwiefern ein solches Projekt den Integrationsgedanken auch nach außen trägt. Gerade in einer Kleinstadt wie Ditzingen kann ein solches Projekt große Aufmerksamkeit in der Bevölkerung erlangen und eine Auswirkung auf die Einstellungen gegenüber MigrantInnen und Flüchtlingen ausüben. Winfried Doerjer beschreibt die Situation des Gartens in Ditzingen sei anders als in großen Städten, wo durch Mangel an Grünflächen oft Flächen als Zwischennutzung zu Gärten umfunktioniert werden. In Ditzingen sei es *„so ein Zwischending, also so eine kleine Stadt aber mit dem Bedürfnis, doch auch einen eigenen Fleck zu haben an dem man werkeln kann“* (E4, Abs. 92). Auch andere Befragte, beispielsweise Anette Fuchs oder Kebrina Yu schreiben Ditzingen eher einen dörflichen Charakter zu. Dies ist wichtig zu bemerken, da die Nähe eines Gartens zu dem Wohnort eine zentrale Rolle für das Engagement im Garten spielt. Die Motivation zur Mitarbeit sinkt, wenn weite Wege zurückgelegt werden müssen, um zum Garten zu gelangen (Schmid 2015, S. 7 f.).

Dazu sollte man zunächst einmal die Beziehung zur Stadt und die Verankerung des Vereins in der Stadt betrachten. Die Stadt unterstützt den Verein auf verschiedene Arten, sowohl ideell und organisatorisch als auch finanziell und materiell. Der Verein ging zwar aus der Initiative des Gründers Winfried Doerjer hervor, die Idee für die Gründung wurde jedoch begünstigt durch die von der Stadt organisierten Bürgermentorenausbildung (E4, Abs. 30). Diese wurde angeboten um die Ditzinger Vereinslandschaft um *„moderne, zeitgemäße Elemente anzureichern“* (E5, Abs. 61). Seit der Gründung des Vereins erfährt er verschiedene finanzielle, organisatorische

aber auch ideelle Unterstützung durch die Stadt Ditzingen. Laut Petra Kossek-Thiel ist die Stadt als Unterstützer ein wichtiger Faktor in der Umsetzung eines solchen Projektes: *„Und wäre [Winfried Doerjer] nicht bei den Bürgermentoren gewesen, was auch von der Stadt unterstützt worden ist, ich glaub dann wäre das auch nicht in die Wege gekommen. Du brauchst also von Anfang an irgendwo eine Organisation von der Stadt, die Bürger unterstützt, sowas zu machen“* (E2, Abs. 76). Auch Müslim Yazici sieht die Stadt als unverzichtbar für den Verein: *„Was heißt Zusammenarbeit. WIR brauchen die Stadt“* (E3, Abs. 131). Eine Art der Unterstützung stellt die Bereitstellung des Grundstücks von Seiten der Stadt für den Garten dar. Da die Nachfrage nach solchen Gartenflächen groß ist, war es nicht leicht, die Idee beim Gemeinderat durchzusetzen und eine Fläche zu finden, denn, wie Michael Makurath sagt: *„[...] das war wie gesagt eine etwas fremd klingende Idee, aber auch der Gemeinderat konnte überzeugt werden“* (E5, Abs. 31). Der Gemeinde ginge es darum, die Grundbedingungen für den Verein zu schaffen und ihm die Verankerung in der Gesellschaft zu ermöglichen (ebd., Abs. 59). Eine weitere Entlastung für den Verein ist die Entscheidung der Stadt, auf die jährliche Pacht zu verzichten: *„diese Pacht müssen wir seit zwei Jahren nicht mehr zahlen [...]“* (E4, Abs. 34).

Oberbürgermeister Makurath unterstützt den Verein außerdem durch seine Besuche bei den öffentlichen Festen. Laut den Experten, die im Garten tätig sind, unterstützt er das Projekt auch ideell: *„Unser Oberbürgermeister Makurath der steht da voll dahinter“* (E2, Absatz 131). Diesen Eindruck konnte ich im Interview mit ihm bestätigen. Auch materielle Unterstützung in Form von Sachspenden oder Leihgaben bekommt der Garten von der Stadt Ditzingen: *„Oder wenn wir etwas brauchen (...) da wird alles, also dann kriegen wir fast alles, da gibt es keine Probleme damit“* (E3, Abs. 131). Winfried Doerjer berichtet davon, dass die Stadt dem Garten Baumstämme für ihr Lagerfeuer geschenkt habe (E4, Abs. 34). Die bei den Experten wichtigste Unterstützung, die die Stadt dem Garten leistet, ist die Beschaffung und Erhaltung der Toilettenanlagen: *„Das ist auch eine wichtige Geschichte, weil ich wüsste sonst nicht, wo wir die herkriegen sollten und wo wir die horten könnten“* (E4, Abs. 34). Für Stadtfeste wurden Toilettenanlagen auf dem Parkplatz hinter dem Garten aufgestellt. Dadurch entstand die Idee, Michael Makurath zu fragen, ob man die Anlagen nicht über den Sommer stehen lassen könne. Nun werden die mobilen Toilettenkabinen während der Gartensaison von der Stadt finanziert und von einer Firma aufgestellt und

gepflegt (E2, Abs. 72). Weiterhin werden für die Versammlungen des Vereins Räume von der Stadt zur Verfügung gestellt (E3, Abs. 22).

Doch nicht nur der Verein profitiert von der Unterstützung der Stadt, auch die Stadt hat durch den Internationalen Garten gewisse Vorteile. Eine aktive und funktionierende Zivilgesellschaft ist für eine Stadt unbestritten eine wichtige Unterstützung in vielen sozialen und gesellschaftlichen Fragen. Michael Makurath sieht in dem Verein und in solchen neuen Formen des bürgerschaftlichen Engagements großes Potenzial für seine Stadt (E5, Abs. 61). Vor allem bei der Frage nach der Integration der 500 Flüchtlinge, die für die Stadt vorgesehen sind, sieht er eine Anlaufstelle beim Internationalen Garten. Zwar habe der Verein nur begrenzte Kapazitäten, er sei jedoch ein Beispiel und ein Schritt in eine Richtung, wie man mit der Situation umgehen könne: *„Da werden sicher keine 500 Leute hinlaufen, das ist halt so, aber es ist eine, sagen wir mal eine Möglichkeit sich mehr hier zu integrieren“* (E5, Abs. 45). Auch von Seiten des Vereins wird eine Verantwortlichkeit deutlich, die Stadt bei der Integration der neu nach Ditzingen kommenden Menschen zu unterstützen. Petra Kossek-Thiel hofft *„[...] dass wir dann vielleicht auch über die Stadt Asylanten ansprechen können, die dann in den Garten kommen“* (E2, Abs. 54). Des Weiteren kann die Stadt auf die im Garten entstehenden Ressourcen, beispielsweise die Akkumulation von Kenntnissen verschiedener Sprachen und Erfahrungen, zurückgreifen: *„[...] wir hoffen natürlich, dass da, sagen wir mal, auf die Ressourcen zurückgegriffen werden kann, wenn es darum geht, jemanden zu finden, der Arabisch kann zum Beispiel. Keine gängige Sprache/ im Internationalen Garten gibt es Menschen, die das können“* (E5, Abs. 39).

In den Interviews wurde auch immer wieder von Situationen erzählt, in denen den GärtnerInnen oder dem Garten ablehnend und rassistisch gegenüber getreten wurde. Schon die Gründungsveranstaltung des Gartens wurde von „rechts“ gesinnten Menschen gestört, die die Gründung des Gartens verhindern wollten (E4, Abs. 46). Auch von Seiten der direkten Nachbarschaft wurden Bedenken wegen der Gründung des Gartens geäußert: *„Und nachdem da die Nachbarn sehr skeptisch waren am Anfang, mit der Angst, dass halt so viele Ausländer auch mit den Autos an den Häusern langfahren und alles VERMÜLLEN und Krach machen und so was“* (E4, Abs. 48). Gerade konservative DitzingerInnen seien dem Verein gegenüber nicht unbedingt positiv eingestellt: *„Aber die Grund-Ditzinger sind nicht so begeistert von Ausländern. [...] Sie dulden es, aber ich weiß, dass sich einzelne auch schon ein*

*bisschen wehren“ (E2 Abs. 82). Das Verhältnis zu der Nachbarschaft hätte sich zwar schon verbessert, jedoch sei der Garten immer noch nicht vollständig positiv angenommen worden, sagt Petra Kossek-Thiel. Im Sommer riefen die Nachbarn einige Male die Polizei, weil im Garten gegrillt wurde und der Rauch in Richtung der Häuser zog (ebd., Abs. 94). Michael Makurath spricht davon, dass in Ditzingen eine deutliche Fremdenfeindlichkeit spürbar sei, was auch daran läge, dass die Ditzinger Bevölkerung im Schnitt sehr wohlhabend sei: „[...] wer was zu verlieren hat potentiell, der ist natürlich auch geneigt, sich zu wehren und Aversionen zu entwickeln“ (E5, Abs. 51).*

Einige Befragte berichten von Situationen, in denen sie offensichtliche Diskriminierung in Ditzingen erfuhren. Jacob Parker, der zuerst privat einen Garten pachten wollte, erzählt: *„Und ich war drei Mal ABgelehnt (...) einen Garten hier in Ditzingen zu kriegen, zu pachten (...). Weil ich ein Ausländer bin. [...] Eine hat das mir hinter meinem Rücken gesagt, aber eine genau in mein Gesicht: ‚Ich will kein Ausländer in meinem Garten. Egal woher‘“ (B1, Abs. 15-17). Auch Müslim Yazici berichtet, dass er von einem vorbeigehenden Spaziergänger angefeindet wurde, weil er am Sonntag, der im Christentum als Ruhetag gilt, im Garten arbeitete (E3, Abs. 108-110). Andere Befragte, wie beispielsweise Senai Semre, haben keine Diskriminierung in Ditzingen erlebt: *„Ich lebe seit 30 Jahren in Ditzingen, bis jetzt ist nie etwas passiert, hab ich nicht einmal, Kriminalität, oder Aggressivität, oder Hass [...]“ (B2, Abs. 134).**

Trotz Vorbehalten der Bevölkerung gegenüber Ausländern und dem Garten konnte sich der Garten in Ditzingen etablieren und trägt zu einer Verringerung der Vorurteile bei. Zwar sei der Verein mit seinen 22 Mitgliedern relativ klein und sei dementsprechend nicht überall bekannt (E4, Abs. 48), jedoch scheint die Reichweite für einen so kleinen Verein doch beachtlich zu sein: *„jeder, der in Ditzingen wohnt, (...) und sein Kopf nicht im Sand steckt, wissen, dass wir einen Garten, dass wir überwiegend Ausländer sind, aber wir sind nette Leute“ (B1, Abs. 71). Durch die in Kapitel 7.2.6 erwähnten Aktionen und Veranstaltungen in Kooperation mit Vereinen und Einrichtungen hat der Garten eine gewisse Reichweite in der Bevölkerung. Besonders mit anderen Vereinen, die Integration als Projektziel haben, wie beispielsweise der internationale Frauentreff, ist der Garten gut vernetzt. Doch auch Kinder- und Jugendgruppen, wie die Ministranten der 72-Stundenanktion, sind oft in die Vereinsaktivitäten eingebunden. Auf diese Weise erlangt der Verein mehr und mehr Bekanntheit in Ditzingen. Die Befragten berichteten von offenen, interessierten*

Fußgängern, die beim Vorbeigehen stehen bleiben und sich nach dem Verein erkundigen. Dabei helfe es auch, dass der Garten ordentlich und gepflegt aussehe, wie Jacob Parker sagt: *„Weil hier diese, die laufen hier vorbei oder fahren hier vorbei oder [...] Alles ist ordentlich. Wir haben schöne Zäune hier und wir haben schöne Pflanzen [...]“* (B1, Abs. 73). Die Ästhetik des Gartens wird auch von anderen Befragten als wichtiges Kriterium für eine positive Außenwirkung angesehen.

Auch Michael Makurath sieht in der Offensichtlichkeit des Gartens – also dass er von jedem, der vorbei geht, eingesehen werden kann – einen entscheidenden Vorteil. Die Menschen, die vorbeigehen kennen dadurch automatisch das Projekt und können sich davon überzeugen, dass es funktioniert (E5, Abs. 33). Auf diese Weise gelingt das „Fremde“ in die Öffentlichkeit, wird transparent und gilt nicht mehr als fremd: *„heute sind sie im Grunde etabliert, fallen gar nicht mehr richtig auf, gehören zur Stadt dazu“* (ebd. Abs. 31). Die Beliebtheit und die Bekanntheit des Gartens kann man auch an dem Andrang für eine Mitgliedschaft erkennen. Immer wieder erkundigen sich Interessierte, ob noch eine Parzelle frei sei, jedoch müsste der Verein ablehnen, da schon alle Parzellen besetzt sind (E4, Abs. 54). Außerdem spenden viele DitzingerInnen Materialien für den Garten, wie den Grilltisch oder Sitzpolster. Die größte Spende aber war das Gartenhaus, welches ursprünglich im Schwarzwald stand und von einem Ditzinger gespendet wurde. Die GärtnerInnen bauten es ab und transportierten es in den Internationalen Garten um es dort mit freiwilligen Helfern wieder aufzubauen (E3, Abs. 84-86).

## **Fazit**

Zusammenfassend bleibt festzuhalten, dass der Garten ein sehr gutes Verhältnis mit der Stadt Ditzingen pflegt und von dieser in ideeller, finanzieller und materieller Hinsicht unterstützt wird. In Ditzingen sind zwar Vorbehalte und Ablehnung gegenüber Menschen mit Migrationshintergrund zu spüren, jedoch trägt der Garten dazu bei, dass Interkulturalität sichtbar und greifbar wird. Indem die BürgerInnen sehen, dass interkulturelle Zusammenarbeit und Integration in kleinem Maßstab funktionieren können, trägt der Garten nicht nur zur Integration innerhalb des Gartens bei, sondern kann auch die Bereitschaft der Bevölkerung stärken, mit den ausländischen MitbürgerInnen in Dialog zu treten. In der direkten Nachbarschaft und bei allen, die an dem Garten vorbei laufen, entsteht automatisch Kontakt. Die MigrantInnen zeigen bei diesem Projekt, dass auch sie Ditzingen mitgestalten, die Einheimischen geben ein Beispiel für die Offenheit dem gegenüber. Diese

Überzeugung teilt auch der Oberbürgermeister: *„Und die Vorbehalte, die wir heute doch stark spüren, werden sich dadurch reduzieren lassen, da bin ich sehr überzeugt davon“* (E5, Abs. 49). In Zukunft kann der Garten seiner Meinung nach eine wichtige Rolle bei der Integration für Flüchtlinge innehaben. Petra Kossek-Thiel wünscht sich außerdem eine weitere Durchmischung der Gesellschaft, eine Öffnung hin zu mehr Diversität und Vielfalt in Ditzingen (E2, Abs. 108). Zwar ist der Einfluss des Gartens nicht übermäßig groß, für einen solch kleinen Verein jedoch beachtlich. Wie Kraichauf (2012, S. 26) beschreibt, lässt sich am Beispiel des Gartens feststellen, dass die Sichtbarkeit der Integration in Ditzingen als Kleinstadt besonders hoch ist.

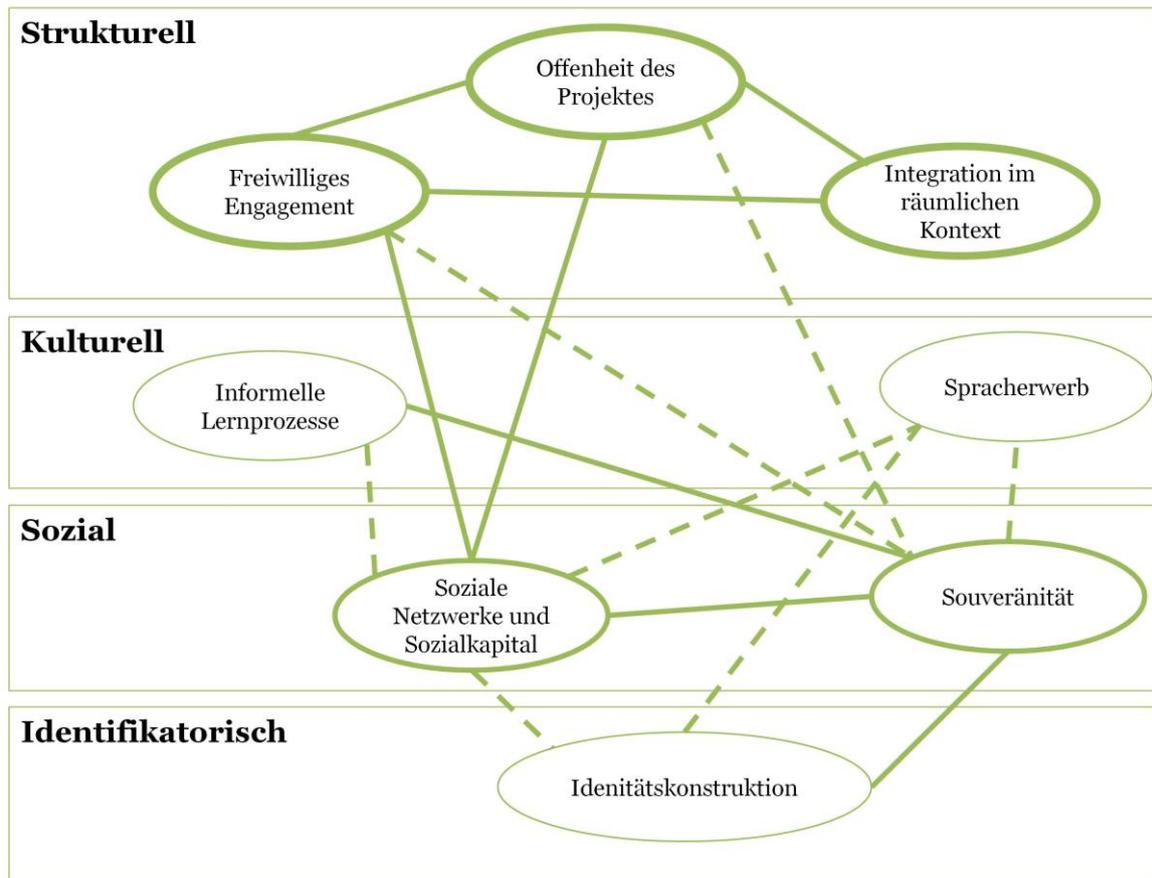
### 7.3 Diskussion der Ergebnisse

Der Internationale Garten in Ditzingen zeigt sich durch seine mehrjährige Erfahrung mittlerweile gut aufgestellt und in Ditzingen etabliert. Die Organisation des Vereins ist geordnet und die Treffen finden regelmäßig mit hoher Beteiligung statt. Die Verteilung der Codings zugunsten der positiven Ausprägung eines Codes und somit eines Indikators lässt auf einen hohen Integrationserfolg des Projektes schließen. Es eignet sich daher als Beispiel für einen funktionierenden Interkulturellen Garten.

Bei der Forschung ergab sich ein enger Zusammenhang zwischen den von mir gewählten Indikatoren. Beispielsweise ist freiwilliges Engagement oft verknüpft mit einer hohen Souveränität der Personen. Die Offenheit des Projektes bestimmt maßgeblich die Integration des Vereins in Ditzingen mit. Generell lässt sich feststellen, dass positive Codes eher miteinander zusammenhängen als negative. Integrationseffekte, die von den Befragten als positiv beschrieben wurden, beeinflussen also andere Aspekte positiv. Das Gegenteil kann jedoch bei dem Indikator „Sprachkenntnisse“ beobachtet werden. Mangelnde Sprachkenntnisse wirken sich besonders negativ auf andere Aspekte der Integration, wie freiwilliges Engagement, das Entstehen von sozialen Netzwerken und einer neuen Identitätskonstruktion aus.

Mittels des Code-Relation-Browsers bei MAXQDA kann man feststellen, welche Codes häufig miteinander auftreten, oder sich in der Nähe voneinander befinden. In der folgenden Abbildung 7 sind die Verbindungen zwischen den Indikatoren graphisch aufgearbeitet dargestellt. Dabei wurde nur auf die Codes der Indikatoren, nicht jedoch auf deren Ausprägung, also die Subcodes, geachtet.

Abbildung 7: Analyse der Code-Beziehungen



Quelle: Eigene Darstellung

Durchgezogene Linien bedeuten einen starken Zusammenhang, gestrichelte einen schwächeren. Auch zwischen Indikatoren, die nicht mit einer Linie verbunden sind, gibt Verbindungen. Die Dicke der Linie um die Indikatoren stellt das relative Vorkommen eines Indikators als Code dar. An dem Schaubild fällt zunächst einmal die starke Vernetzung der verschiedenen Indikatoren auf.

Die zahlenmäßig am häufigsten vergebenen Codes waren „Freiwilliges Engagement“, „Integration im räumlichen Kontext“ und „Offenheit des Projekts“. Dies sind die Indikatoren, die eine strukturelle Ebene der Integration ansprechen. Die Häufigkeit der Nennung lässt auf die hohe Bedeutung schließen, welche die Befragten diesen strukturellen Aspekten beimessen. Bei „Freiwilligem Engagement“ äußerten sich die GärtnerInnen vornehmlich negativ, während die ExpertInnen dieses eher positiv bewerteten. Der Indikator „Integration im Räumlichen Kontext“ wurde deutlich häufiger von ExpertInnen genannt. Dies liegt wohl auch an der Zusammenstellung der Leitfäden. Indikatoren, die auf kulturelle und identifikatorische Aspekte hinweisen, also „Sprachkenntnisse und Spracherwerb“, „Informelle Lernräume“ und

„Identitätskonstruktion“ wurden wider Erwarten am seltensten angesprochen. Nichts desto trotz hatten sie bei den Befragten einen hohen Stellenwert.

Die Codehäufigkeiten bei den verschiedenen Indikatoren lässt darauf schließen, dass strukturelle Fragen im Garten offensichtlicher auftreten während identifikatorische und kulturelle Aspekte der Integration eher unbewusst ablaufen. Selbst an einem Ort, an dem kulturelle Muster auf die Art und Weise offen gelegt werden, wie dies im Internationalen Garten geschieht, sind kulturelle Deutungsmuster immanent. Auch wenn sie in manchen Situationen, wie beispielsweise bei Konflikten und Aushandlungen von Regeln sichtbar werden, sind sie doch meist in der lebensweltlichen, ethnozentristischen Perspektive der AkteurInnen verankert und werden selten hinterfragt.

Sprachkenntnisse und informelle Lernprozesse weisen wider meiner Erwartungen hinsichtlich der Forschungsergebnisse wenige Überschneidungen auf. Dies kann dadurch bedingt sein, dass informelle Lernprozesse auch nonverbal oder unabhängig von einer gemeinsamen Kommunikationssprache stattfinden. Die GärtnerInnen schauen sich gegenseitig über die Schulter, zeigen sich Techniken und tauschen Saatgut, Gemüse und Rezepte aus. All diese Interaktionen bedürfen keiner nennenswerten verbalen Kommunikation. Der stärkste Zusammenhang lässt sich bei den Subcodes „Pro Kleinstadt und Integration“ und „Pro Freiwilliges Engagement“ feststellen. Freiwilliges Engagement ist häufig durch Vereinsaktivitäten stark an die Unterstützung der Stadt und die zivilstaatliche Haltung der BürgerInnen geknüpft, wodurch dieser Zusammenhang erklärt werden kann. In Ditzingen besteht ein enger Kontakt zwischen der Stadt und dem Verein des Internationalen Gartens.

Insgesamt ergibt sich aus dem Schaubild ergibt, dass die verschiedenen Ebenen der Integration keinen linearen Prozess darstellen, sondern in komplexen Beziehungen zueinander stehen. So wirken sich strukturelle Indikatoren auf die Souveränität der GärtnerInnen also die soziale oder identifikatorische Ebene, aus. Ein Beispiel hierfür ist der Indikator des freiwilligen Engagements. Anette Fuchs beispielsweise konnte durch gezieltes Engagement im Verein ihre Lebensqualität in Ditzingen erhöhen. Umgekehrt wirkt mangelnde Offenheit des Projekts, also ebenfalls ein struktureller Aspekt, sich negativ auf der Entstehen sozialer Netzwerke aus. Die Abschottung einzelner Gruppen verhindert, dass neue Kontakte entstehen können und führt dazu, dass sich einzelne Mitglieder unwohl fühlen. Diese Feststellung bestätigt die Abwendung von linearen Assimilationsmodellen, wie dem Essers und stützt Modelle

von transkulturellen Identitäten und dem Konzept von Integration als nicht ergebnisorientierter Prozess der Identitätskonstruktion.

Für die Frage nach Integration anhand der gewählten Indikatoren bedeutet der Zusammenhang zunächst einmal, dass durch die Wahl von Indikatoren zwar eine klassifizierende Entscheidung getroffen wurde, die tatsächlich auf lebensweltlicher Ebene beobachtbaren Prozesse jedoch eng miteinander verwoben sind. Kategorienbildung war für die Forschung ein Instrument, welchem ich mich bediente, sie spiegeln aber nur in eingeschränkter Weise die Komplexität von Integrationsprozessen wider. Um die weiteren Unklarheiten im Forschungsprozess offen zu legen, werde ich im folgenden Kapitel die verwendeten Forschungsmethoden und den Forschungsprozess selbst kritisch reflektieren.

## 8 KRITISCHE REFLEXION DER FORSCHUNG

Bei einer qualitativen Forschungsmethode, die nicht den Anspruch auf Objektivität hat, ist es wichtig, die Rolle der ForscherIn im Prozess offenzulegen und darzustellen welche Schwierigkeiten und Hindernisse im Verlaufe der Arbeit aufgetreten sind. Eine kritische Reflexion der eigenen Forschung ist unabdingbar.

Da die qualitative Forschung gewissen Gütekriterien standhalten muss, werden die auf die quantitative Forschung zutreffenden Kriterien Repräsentativität, Validität und Reliabilität angepasst und neu interpretiert (Brüsemeister 2008, S. 32). Objektivität ist im qualitativen Kontext nicht möglich und auch nicht das Ziel. Vielmehr dient die Offenlegung der Rolle der ForscherIn im Feld zur Nachvollziehbarkeit und Glaubwürdigkeit der Daten. Ein genau dokumentierter methodischer Ablauf der Forschung ist daher ein Indikator für die Güte einer Forschung (Meier Kruker & Rauh 2005, S. 32 f.). Es geht also um die Offenlegung der Methodenwahl und den Schwierigkeiten im Forschungsprozess.

Als Forscherin im Kontext der Interkulturellen Gärten ging ich zunächst sehr offen ins Feld, da ich bis dato noch keine Erfahrungen mit Integrationsprojekten gemacht hatte. Ich war jedoch sehr aufgeschlossen und verfügte über einige Vorerfahrungen mit dem Thema Urban Gardening. Dennoch hatte ich einige Vorbehalte, die durch Vorabgespräche und Erfahrungen früherer Forschungen entstanden sind. Mögliche Schwierigkeiten, die ich im Vorfeld der Arbeit sah, waren:

- Schwierigkeiten beim Herstellen des Kontaktes zu den GärtnerInnen und Schwierigkeiten beim Finden ausreichender und passender Interviewpartner.
- Eventuell auftretende Probleme bei der Terminvereinbarung und –Einhaltung.
- Verständigungsprobleme im Interview und eingeschränkte Fragemöglichkeiten meinerseits und Antwortfähigkeit der Interviewten aufgrund fehlender gemeinsamer Muttersprache beziehungsweise nicht ausreichender Sprachkenntnisse auf beiden Seiten.

Anhand Vorüberlegungen meinerseits lässt sich feststellen, dass mein Denken als Forscherin von gewissen Vorerfahrungen geprägt ist. Die erwarteten Schwierigkeiten bestätigten sich zum Teil. Konkrete Schwierigkeiten und meinen Umgang mit diesen werden im Folgenden genannt:

- Während des Forschungsprozesses ergaben sich Schwierigkeiten mit der Auswahl der Fallbeispiele. Ursprünglich waren zwei Fallbeispiele angedacht, zusätzlich zu dem Projekt in Ditzingen noch die Bürgergärten in Stuttgart Hallschlag. Aufgrund mangelnder Kooperation von Seiten der Mitglieder in Stuttgart Hallschlag und Schwierigkeiten, Interviewpartner zu finden sowie der Feststellung, dass ein Vergleich für die Bedingungen der Arbeit schließlich zu umfangreich würden, entschied ich mich, nur den Internationalen Garten Ditzingen als Fallbeispiel zu betrachten. Dadurch fielen zwei schon geführte Interviews weg, was eine zeitliche Verzögerung verursachte, da ich weitere Interviewpartner in Ditzingen finden musste. Ein Interview davon führte ich mit Alexander Schmid, dem Beauftragten für Urbanes Gärtnern der Stadt Stuttgart. Diese besaß für das Forschungsvorhaben nur begrenzte thematische Relevanz, da Alexander Schmid sich im Interview auf die Situation der Urbanen Gärten der Stadt Stuttgart bezog. Die Informationen dieses Interviews konnten nicht bei den Forschungsergebnissen in Kapitel 7 verwertet werden, da sich aber trotzdem einige relevante Inhalte ergaben, verwendete ich einige Passagen in allgemeineren Teilen der Arbeit. Das Interview ist außerdem in den Anlagen auf Wunsch des Befragten nicht zur Verfügung gestellt worden.
- Beim Garten in Ditzingen war es leichter, Interviewpartner zu finden, da ich mit Petra Kossek-Thiel eine engagierte Schlüsselperson gefunden hatte. Schwierig war jedoch, geeignete Personen für ein Interview zu erkennen. Dabei verließ ich mich auf die Aussagen der Experten des Gartens, welche mir Interviewpartner empfahlen und vermittelten. Das dadurch entstandene Sample bestand aus Personen zwischen 40 und 70 Jahren. GärtnerInnen anderer Altersgruppen waren für mich schwer erreichbar. Außerdem war nur eine Person unter den Interviewpartnern, die erst seit kurzer Zeit in Deutschland lebt. Diese Struktur der Interviewten lässt sich durch das „Convenience Sampling“ begründen. Die GärtnerInnen, die bereit waren bei dem Interview mitzumachen waren meist auch diejenigen, die mehr Zeit zur Verfügung hatten. Somit konnte ich auch die Ergebnisse, die Misun Han-Broich in ihrer Studie zu Ehrenamt und Integration machte, nämlich dass vor allem ältere Menschen sich häufiger freiwillig engagieren (Han-Broich 2012, S. 106), während meiner Forschung im Garten in Ditzingen wiederfinden. Auch Winfried Doerjter bestätigt im Interview dieses Altersphänomen: *„Jugendliche sind schwer dazu zu kriegen, noch im Garten*

*mitzumachen, die haben ihre eigenen Interessen. Aber das kommt dann vielleicht wieder später, wenn die älter sind“ (E4, Abs. 94).*

- Mangelnde Deutschkenntnisse waren außerdem ein Hinderungsgrund für die GärtnerInnen, sich für ein Interview bereit zu erklären. So meinte Kebrina Yu im Interview: *„The first time I also wanted to help you, but I/ I'm not so, I have time or not. But the second time I thought: 'Okay, maybe you need it'. I thought someone at least can help you/ maybe their German is better than mine“ (B6, Abs. 213).* Diese Hemmungen aufgrund von Sprachbarrieren am Interview teilzunehmen deutet auf die Wichtigkeit der Sprache als Integrationsindikator hin und bestärkte mich aus der Empirie heraus rückwirkend zu der Wahl des Indikators. Die Souveränität der Zugezogenen und deren Auftreten in Alltäglichen und öffentlichen Situationen hängen offenbar vom Selbstbewusstsein ab, das unter anderem durch die Sprachkenntnis gestärkt wird. Diese Beeinflussung der Wahl der Interviewpartner unter den GärtnerInnen und der dadurch entstehenden Selektion der Antworten wurde versucht, durch Offenheit und eine Perspektivenerweiterung in den Experteninterviews entgegenzuwirken.
- Diffus war auch die Trennung zwischen ExperteInnen und GärtnerInnen. Bei den Interviews mit den Experten, die gleichzeitig auch Mitglieder im Internationalen Garten sind, ergab sich eine unscharfe Überschneidung der Antworten, da der Garten auch die Lebenswelten der Experten beeinflusst. Bei diesen Fällen wurden die daraus gewonnenen Informationen sowohl als Experten- als auch als Leitfadendinformationen behandelt (Flick 2011, S. 217).
- Ein weiteres Problem, was ich auch schon im Vorfeld sah und das sich auch bestätigte waren Missverständnisse, die aufgrund sprachlicher Differenzen entstanden. Selbst bei Interviewpartnern, die schon viele Jahre in Deutschland leben entstanden einige Kommunikationshürden, zum Beispiel wurde das Wort „Vorurteil“ bei mehreren Befragten mit „Vorteil“ verwechselt:  
*„I: Mhh, und dann, glauben Sie, dass dann auch Vorurteile da sind? #00:15:27-3#*  
*B: Vorteile im Garten? Vorteile, das kann ich sagen, ist, dass ich mein eigenes Gemüse pflanzen kann (B6, Abs. 76-77).* Bei Befragten, bei denen solche Schwierigkeiten auftraten, tendierte ich zu eher geschlossenen Fragen, um eine Antwort zu erleichtern und dem Befragten das unangenehme Gefühl zu nehmen, nicht ausreichend antworten zu können und die sprachliche Hürde zu senken.

Weiterhin ist zu bedenken, dass die unterschiedliche Sprachkenntnis immer auch die Antwortmöglichkeiten der Befragten einschränkt, und diese nicht so antworten können, wie sie es in ihrer Muttersprache in der Lage wären.

- Bei der Forschung kamen immer wieder auch ethische Fragen auf. Welches normative Bild habe ich als Forscherin, aber auch als deutsche Studentin von bestimmten Menschen, von bestimmten Gewohnheiten oder Aussagen der Befragten? Was ist für mich normal? Ethnische Fragen stellten sich auch im Bezug auf Verwendung und Anonymisierung von heiklen und sehr persönlichen Aussagen der Befragten. Letztendlich entschied ich im Einzelfall durch Abwägung über die Verwendung der Inhalte.
- Zu beachten ist immer auch, dass in dem Umfang einer Masterarbeit oft nur begrenzt Mittel und Zeit zur Verfügung steht. An die Forschung im Rahmen der Arbeit bieten sich zahlreiche Anknüpfungspunkte für weitere Forschungsvorhaben. Beispielsweise könnte – wie ursprünglich auch für die Arbeit angedacht – eine vergleichende Fallstudie mit einem oder mehreren anderen Projekten vorgenommen werden, um die strukturellen Unterschiede einzelner Gärten miteinander zu vergleichen und Bedingungen für das Gelingen eines Projektes gerade in Kleinstädten zu erarbeiten. Weiterhin wäre bei der geringen Anzahl an Mitgliedern im Garten auch eine Vollerhebung zur Vervollständigung der Daten möglich. Außerdem wäre auch eine Erhebung bei von Daten von BürgerInnen aus Ditzingen, die keine Mitglieder im Garten sind interessant, um noch weitere Sichtweisen außerhalb des Projektes einzusehen. Eine Fokussierung auf die Wahrnehmung von Interkulturellen Gärten in der Kleinstadt und die lebensweltliche Perspektive der GärtnerInnen auf die Rolle des Gartens in der Umgebung bietet sich die Methode der Mental Maps an. Diese Methode wäre in diesem Forschungskontext ein geeignetes Instrument, durch Raum geprägte Identitäten zu untersuchen, da beim Mental Mapping deutlich wird, welche Rolle der Garten im Leben der Menschen spielt und wie er in räumlichen Kontext gesetzt wird.

## 9 HANDLUNGSEMPFEHLUNGEN

Außerhalb der Schwierigkeiten im Forschungsprozess haben sich in Bezug auf Integration anhand der von mir zusammengestellten Indikatoren folgende Probleme und Hindernisse des Gartens gezeigt:

- Sprachbarrieren zwischen den GärtnerInnen
- Teilweise Ausgrenzung und Gruppenbildung
- Gefühl der Exklusion bei einigen Mitgliedern
- Teilweise mangelndes Engagement
- Verein ist nur in den Sommermonaten aktiv, dadurch nur langsam entstehende soziale Netzwerke
- Vorurteile seitens der Ditzinger Bevölkerung

Anhand der wahrgenommenen Schwierigkeiten lassen sich Handlungsempfehlungen für die weitere Arbeit im Internationalen Garten Ditzingen aussprechen, aus dessen zahlreichen Stärken Empfehlungen für andere Gartenprojekte gewinnen.

Eine Möglichkeit, die Vernetzung mit den Vereinen und der Öffentlichkeit weiter auszubauen, wäre die Bewirtschaftung einer Parzelle durch einen Verein oder eine andere Gruppe, beispielsweise eine Schulklasse. Beim Stadttacker in Stuttgart sorgt beispielsweise eine Beetpartnerschaft einer Kita für eine Durchmischung der Altersgruppen und eine Verjüngung der Mitgliederstruktur (Schmid 2015, S. 6), was auch von den Befragten in Ditzingen durchaus gewünscht wird. Für eine in Zukunft frei werdende Parzelle wäre eine solche Lösung denkbar. Weitere Entwicklungsmöglichkeiten bieten sich innerhalb des Gartens bezüglich der Sprachförderung. Sprachliche Barrieren haben negativen Einfluss auf viele der in den anderen Indikatoren angesprochenen Integrationspunkte, weshalb in Zukunft ein Ziel des Gartens sein könnte, durch gezielte Maßnahmen sprachlichen Austausch zu fördern, wie dies teilweise in anderen Interkulturellen Gärten praktiziert wird (anstiftung&ertomis 2016). Laut Christa Müller können die Gärten in diesem Punkt einen wichtigen Beitrag leisten:

„Der große Erfolg der Sprach- und Alphabetisierungskurse in den Internationalen Gärten resultiert unmittelbar aus einem Integrationsansatz, der die Ressourcen, die die Menschen zum Handeln befähigen, zum Ausgangspunkt nimmt – unter anderem um ein Bild von Deutschland als offenem Land zu vermitteln, dessen Realität mitgestaltet werden kann“ (Müller 2011b, S. 44).

Im Internationalen Garten Ditzingen wäre beispielsweise ein selbst organisiertes Sprachcafé oder die Vermittlung von Tandem-Partnern denkbar.

In Anbetracht der 500 geflüchteten Personen, die in den nächsten Jahren in Ditzingen angesiedelt werden sollen, kann der Garten seinen Beitrag leisten, was eine gewisse Entlastung für die Stadt bedeuten würde. Zwar ist die Kapazität der Parzellen im Internationalen Garten ausgeschöpft, jedoch kann der Garten als Anregung für einen weiteren Garten, eventuell an einer Flüchtlingsunterkunft, dienen und die Erfahrungen der langjährigen Mitglieder genutzt werden, um weitere freiwillige, engagierte Menschen zu schulen. Diese Erfahrungen sind nicht nur bei weiteren Gartenprojekten hilfreich. Durch seine Verankerung in der Ditzinger Vereinslandschaft kann der Garten anderen Vereinen Hilfestellung bezüglich Integrationsvorhaben geben. Weiterhin können die Mitglieder des Internationalen Garten durch ihr dort akkumuliertes Sozialkapital und kulturelles Wissen den neu ankommenden Geflüchteten Hilfestellung leisten und den Einstieg in ein Leben in Ditzingen erleichtern. So gibt es an diesem Ort einen Pool von Menschen mit unterschiedlichen Sprachkenntnissen und sozialen Netzwerken, die für das Zurechtkommen in einer neuen Umgebung sehr wichtig sein können. Eine enge Zusammenarbeit mit der Stadt ist in diesem Punkt notwendig, um die richtigen Personen anzusprechen. Schließlich bietet sich im Garten die Möglichkeit, Treffen und Feste für die Geflüchteten zu veranstalten und ihnen so einen Versammlungsort zu bieten. Wie es auch schon geschieht, können noch mehr Aufgaben, aber auch Rechte im Garten an Menschen weitergegeben werden, die keine Parzelle besitzen und keinen Mitgliedsbeitrag bezahlen müssen. So können längerfristige Kontakte ohne feste Mitgliedschaft entstehen.

Ob der Internationale Garten Ditzingen ein besonders typisches Beispiel eines Interkulturellen Gartens darstellt, lässt sich aufgrund der Vielfalt an unterschiedlichen Formaten und Standorten von Interkulturellen Gärten in Deutschland nur schwer bestimmen. Jedoch kann den Ergebnissen dieser Arbeit entnommen werden, dass das Fallbeispiel ein Exempel für einen aktiven Garten mit Ausrichtung auf Integration darstellt. Inwiefern dies auch auf andere Gärten in Deutschland zutrifft, übersteigt den Rahmen dieser Arbeit. Wenn davon ausgegangen wird, dass Integrationsprozesse in Interkulturellen Gärten in Kleinstädten generell ähnlich vonstattengehen wie in Ditzingen, kann bestätigt werden, dass eine enge Zusammenarbeit mit der Stadt förderlich für die Entstehung eines Interkulturellen Gartens und später auch für

dessen Erfolg ist. Um einen guten Kontakt herzustellen bietet sich an, bei Veranstaltungen im Ort präsent zu sein und Rücksprache mit Vertretern der Stadt zu halten. Ein zentraler Punkt für die Wirkung eines Interkulturellen Gartens ist die Vernetzung mit anderen Vereinen und Gruppen vor Ort. Besonders in kleinen Städten hat das traditionelle Vereinswesen oft noch einen hohen gesellschaftlichen Stellenwert. Ein enger Kontakt zu diesen Vereinen bietet den Vorteil, dass sich der Interkulturelle Garten in den Köpfen der einheimischen Bevölkerung als Teil der Vereinslandschaft etabliert und als selbstverständlicher Teil der Gemeinschaft angesehen wird. Durch diese Kontakte lassen sich alte Denkmuster aufbrechen und es kann festgestellt werden, dass Integration ein wechselseitiger Prozess ist. Durch bürgerliches Engagement und der Mitgestaltung des Stadtbildes bekommen die einstigen „Fremden“ ein gewisses Recht zugestanden, aktiv am gesellschaftlichen Leben in der Kleinstadt teilzunehmen, so dass dies irgendwann zur Selbstverständlichkeit wird. Nicht nur für die einzelnen AkteurInnen, die im Verein aktiv sind bringt ein Interkultureller Garten ein Zugewinn, sondern auch für die Stadt oder den Stadtteil in dem er sich befindet und deren Anwohner. Es ist daher von Seiten der Stadt wichtig, eine Plattform für solch niedrigrschwellige Projekte zu bieten, wie in Ditzingen die Bürgermentorenausbildung. Weiterhin stellt sich die Öffentlichkeitsarbeit des Vereins durch die Präsenz bei städtischen Veranstaltungen, die Homepage, aber auch das gepflegte Auftreten des Gartens als förderlich für die Entwicklung des Vereins und seiner Beziehung zu Stadt und Bürgern heraus. Weitere positive Integrationseffekte, die in der vorliegenden Arbeit beobachtet werden konnten, wie gesteigerte Souveränität oder das Entstehen von sozialen Netzwerken, sind im Internationalen Garten unter anderem einer gute Organisation, Regeln, wie der Mindestarbeitszeit und einem engagierten Vorstandsteam geschuldet. Beim Aufbau Interkultureller Gärten ist daher zu raten, diese Punkte zu realisieren.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass der Internationale Garten Ditzingen aus seinen Schwächen lernen, durch seine überwiegenden Stärken hingegen Beispiel für andere interkulturelle Gartenprojekte geben kann.

## 10 FAZIT

Wie sich durch die Prüfung der Indikatoren im Kapitel 7 gezeigt hat, kann der Internationale Garten Ditzingen auf unterschiedliche Weisen zur Integration von Zuwanderern beitragen.

Es besteht die Möglichkeit, Kontakte zwischen Menschen herzustellen, die unter anderen Umständen möglicherweise nicht entstehen würden. Die Zugewanderten treffen auf Menschen, die ähnliche Vorerfahrungen gemacht haben wie sie selbst und auf Einheimische, die offen für interkulturelle Begegnung sind. Der Garten bietet eine Chance auf ein Stück Natur und Selbstbestimmung für Menschen, denen aufgrund von beengten Wohnverhältnissen, strukturellen Gegebenheiten oder persönlichen Hemmschwellen der Zugang zu Gärten verwehrt wird. Als zentraler Zugewinn der GärtnerInnen hat sich die gesteigerte Souveränität auf unterschiedlichen Ebenen erwiesen.

Zwar werden starre Rollen und klassische Integrationsvorstellungen, beispielsweise die nach vollständiger Assimilation als Bedingung für Integration, aufgebrochen, jedoch zeigen sich im Internationalen Garten Ditzingen auch Punkte, an denen Vorurteile und die Forderung nach Anpassung an die Zugewanderten reproduziert werden. Dies geschieht aus einer ethnozentristischen Perspektive sowohl der einheimischen als auch der zugewanderten GärtnerInnen. Sprachliche Assimilation beispielsweise, welche bei Esser (2001) einen hohen Stellenwert besitzt, wird auch im Internationalen Garten als wichtiges Kriterium gesehen. Auch die Zuweisung von Gruppenidentitäten und Abgrenzung gegenüber anderen ist zu finden. Diese Reproduktion ist teilweise auf die Auswahl meiner Indikatoren für Integration zurückzuführen. Dass die Indikatoren jedoch von den Befragten selbst angesprochen wurden, zeigt wiederum, dass auch sie bestimmte Merkmale mit Integration verbinden, andere hingegen weniger.

Integration wird im Interkulturellen Garten neu verhandelt und für den speziellen Kontext definiert. So spielt beispielsweise die Sprache als typisches Kriterium für Integration durchaus eine wichtige Rolle. „Klassische“ Kriterien werden zwar genannt, jedoch findet eine Umwandlung innerhalb der Lebenswelten der GärtnerInnen statt. Durch das Kreuzen von Lebenswelten und den Lernprozess, der im Garten stattfindet, ist Integration hier nicht eindimensional und im Sinne einer Assimilation zu verstehen, sondern gestaltet sich als Austausch auf verschiedenen Ebenen. So lernt beispielsweise

auch die deutsche GärtnerIn von der GärtnerIn aus Afrika Techniken, die sie in der Gartenpraxis umsetzen kann, umgekehrt findet vielleicht ein sprachlicher Austausch statt.

Menschen unterschiedlichster Heimat und Vorerfahrungen können ihre Auffassung von verschiedenen Themen einbringen und somit ihre neue Lebenswelt gestalten. Dieser Aushandlungsprozess ist nicht immer unproblematisch, sondern ist auch im Internationalen Garten Ditzingen durchzogen von negativen Gefühlen und Konflikten. Im besten Fall entsteht ein Dialog zwischen den GärtnerInnen, so dass durch den Konflikt neue Regeln des interkulturellen Zusammenlebens entstehen. Dabei erhebt der Garten nicht den Anspruch, den GärtnerInnen eine deutsche Leitkultur aufzudrängen. Jedoch geht aus den Forschungsergebnissen hervor, dass der Dialog zwischen verschiedenen Kulturen und Erfahrungen, wie er im Garten stattfindet, durchaus dahingehend tendiert, Strukturen des deutschen Vereinswesens zu etablieren und gewisse Regeln durchzusetzen. Eine völlig wertfreie, multikulturelle Gesellschaft, in der jeder die Lebenswelt des Anderen gegenüber seiner gleichwertig anerkennt, ist im Internationalen Garten Ditzingen nur teilweise gegeben. Durch transkulturelle Voraussetzungen und neu entstehende Identitäten wächst dieses Verständnis zwar, besitzt jedoch noch Grenzen. Dennoch ist der Garten durchaus ein gemeinschaftsstiftender Ort, dessen soziale Funktion für einige Befragte sogar der einer Familie gleichkommt. Dieses Gemeinschaftsgefühl verbindet die Mitglieder und bietet Menschen, die neu in Deutschland und in Ditzingen sind, die Möglichkeit, im wahrsten Sinne des Wortes, Wurzeln zu schlagen und das Gefühl einer neuen Heimat erleben zu können.

Die Integrationswirkung des Gartens kann in zwei Dimensionen festgehalten werden. Wie schon beschrieben beeinflusst der Garten einerseits direkt die Lebenswelten der GärtnerInnen, andererseits ist die Außenwirkung ein nicht zu unterschätzendes Integrationsmerkmal des Projektes. Gemessen an der doch geringen Mitgliederzahl des Vereins dringt er auf verschiedenen Ebenen in die Lebenswelten und das Bewusstsein der DitzingerInnen. Sei es durch die Öffnung bei Veranstaltungen und Festen, durch die Unterstützung der Stadt oder durch die Tatsache der Sichtbarkeit des Gartens – der gelebte Integrationsraum wirkt in der Bevölkerung. Gerade in einer Kleinstadt kann daher die Wirkung eines solchen Gartens im Vergleich zur anonymisierten Großstadt im besonderen Maße an die breite Bevölkerung gerichtet sein. Das in Ditzingen vorgefundene Potential an freiwillig Engagierten unter

Einheimischen und Zugezogenen kann auch in anderen Kleinstädten akquiriert werden. Auch die Flächenproblematik stellt sich in kleinen Städten nicht in dem Maße wie in innerstädtischen Gebieten von urbanen Räumen, wo Brachflächen oft nur vorübergehende Nutzung erlauben. Dadurch ist eine dauerhafte Flächennutzung als Interkultureller Garten leichter umzusetzen.

Auf der Homepage der Stiftungsgemeinschaft *anstiftung&ertomis* finden sich zum Zeitpunkt der Arbeit 233 Interkulturelle Gärten, davon jedoch nur 33 in Kleinstädten. Allein für Berlin listet die Homepage 38 Interkulturelle Gärten auf (vgl. Anlage 3).

Das Beispiel Ditzingen zeigt, dass gerade in kleinen Städten oft strukturelle Vorteile gegeben sind. Eine Zunahme solcher Projekte wäre dort, auch im Hinblick auf die Frage nach dem Umgang mit der Aufnahme der nach Deutschland geflüchteten Menschen, von großem Interesse für die Gemeinden und die Menschen vor Ort. Niedrigschwellige Projekte wie die Interkulturellen Gärten bieten eine Integrationsleistung auf verschiedenen Ebenen, die klassische Angebote, wie Integrationskurse, nicht erreichen können. Gerade in einer Zeit, in der Millionen neuer BürgerInnen in Deutschland nicht nur Zuflucht sondern auch eine Heimat suchen, werden solche Angebote immer wichtiger für die Gemeinden. Interkulturelle Gärten werden in Zukunft, sowohl in größeren als auch kleineren Städten, unerlässliche Institutionen sein, um Menschen aus anderen Kulturen willkommen zu heißen und ihnen zu erlauben, auf neuem Boden Wurzeln zu schlagen.

## LITERATURVERZEICHNIS

- anstiftung&ertomis (2016): Homepage. Online verfügbar unter <<http://www.anstiftung.de>>, zuletzt geprüft am 10.01.2016.
- Antweiler, Christoph (1994): Eigenbilder, Fremdbilder, Naturbilder. Anthropologischer Überblick und Auswahlbibliographie zur kognitiven Dimension interkulturellen Umgangs. In: *Anthropos* (89), S. 137–168.
- BBSR (2016): Homepage. Bundesamt für Bau- und Raumordnung. Online verfügbar unter <[http://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/Raumb Beobachtung/Raumabgrenzungen/StadtGemeindetyp/StadtGemeindetyp\\_node.html](http://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/Raumb Beobachtung/Raumabgrenzungen/StadtGemeindetyp/StadtGemeindetyp_node.html)>, zuletzt geprüft am 10.03.2016.
- Beck, Ulrich (Hg.) (1998): *Perspektiven der Weltgesellschaft*. Frankfurt a. M.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1998): Schwarze Juden und griechische Deutsche. Ethnische Zuordnung im Zeitalter der Globalisierung. In: Ulrich Beck (Hg.): *Perspektiven der Weltgesellschaft*. Frankfurt a. M., S. 125–167.
- Beer, Ingeborg (2013): Quartiersentwicklung als Diversitäts- und Teilhabestrategie. Zwischen traditionellen Integrationsdiskursen und gelebten Migrationsrealitäten. In: Olaf Schnur et al. Hg.): *Migrationsort Quartier. Zwischen Segregation, Integration und Interkultur*. Wiesbaden, S. 41–54.
- Blotevogel, Hans Heinrich: „Neue Kulturgeographie“ - Entwicklung, Dimensionen, Potentiale und Risiken einer kulturalistischen Humangeographie. In: Deutsche Akademie für Landeskunde e.V. und Institut für Länderkunde (Hg.): *Berichte zur deutschen Landeskunde* (Band 77, 1). Flensburg, S. 7–34.
- Borsdorf, Axel; Bender, Oliver (2010): *Allgemeine Siedlungsgeographie*. Wien.
- Brüsemeyer, Thomas (2008): *Qualitative Forschung. Ein Überblick*. Wiesbaden.
- BAMF (Hg.) (2011): *Nationaler Aktionsplan Integration. Zusammenhalt stärken – Teilhabe verwirklichen*. Berlin.
- BAMF (Hg.) (2014): *Minas. Atlas über Migration, Integration und Asyl*. 6. Aufl. Unter Mitarbeit von Michael Fischelmayer und Harald Lederer. Nürnberg.
- BAMF (Hg.) (2015): *Aktuelle Zahlen zu Asyl*. Nürnberg. Online verfügbar unter <[http://www.bamf.de/SharedDocs/Anlagen/DE/Downloads/Infothek/Statistik/Asyl/statistik-anlage-teil-4-aktuelle-zahlen-zu-asyl.pdf?\\_\\_blob=publicationFile](http://www.bamf.de/SharedDocs/Anlagen/DE/Downloads/Infothek/Statistik/Asyl/statistik-anlage-teil-4-aktuelle-zahlen-zu-asyl.pdf?__blob=publicationFile)>, zuletzt geprüft am 09.11.2015.

- BAMF (2016): Homepage, Online verfügbar unter  
<<http://www.bamf.de/DE/Startseite/startseite-node.html>>, zuletzt geprüft am  
27.02.2016.
- BMI (Hg.) (2015): Migrationsbericht 2013. Berlin.
- Bürk, Thomas; Fischer, Susen (2013): Zuwanderung aus dem Ausland - Eine  
Perspektive für Städte in peripherisierten Räumen? In: Matthias Bernt (Hg.):  
Peripherisierung, Stigmatisierung, Abhängigkeit? Deutsche Mittelstädte und ihr  
Umgang mit Peripherisierungsprozessen. Wiesbaden, S. 178–192.
- Dams, Carmen (2011): Gärten gehören zur Stadt! Zur städtebaulichen Relevanz der  
urbanen Landwirtschaft. In: Christa Müller (Hg.): Urban Gardening. Über die  
Rückkehr der Gärten in die Stadt. München, S. 160–172.
- Destatis (Hg.) (2014): Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Bevölkerung mit  
Migrationshintergrund – Ergebnisse des Mikrozensus 2013. Wiesbaden.
- Destatis (2016): Homepage. Online verfügbar unter  
<<https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/LaenderRegionen/Regionales/Gemeindeverzeichnis/NichtAdministrativ/Aktuell/33STL.html>>, zuletzt geprüft am  
11.03.16.
- Dresing, Thorsten; Pehl, Thorsten (2013): Praxisbuch Interview, Transkription &  
Analyse. Anleitungen und Regelsysteme für qualitativ Forschende. Online  
verfügbar unter  
<[http://www.audiotranskription.de/download/praxisbuch\\_transkription.pdf?q=Praxisbuch-Transkription.pdf](http://www.audiotranskription.de/download/praxisbuch_transkription.pdf?q=Praxisbuch-Transkription.pdf)>, zuletzt geprüft am 12.03.2016.
- Düsener, Kathrin (2010): Integration durch Engagement? Migrantinnen und  
Migranten auf der Suche nach Inklusion. Bielefeld.
- Esser, Hartmut (1983): Multikulturelle Gesellschaft als Alternative zu Isolation und  
Assimilation. In: Hartmut Esser (Hg.): Die fremden Mitbürger. Möglichkeiten und  
Grenzen zur Integration von Ausländern. Düsseldorf.
- Esser, Hartmut (2001): Integration und ethnische Schichtung. In: Mannheimer  
Zentrum für europäische Sozialforschung (Hg): Arbeitspapiere (Band 40), S. 1–  
68.
- Farkas, Reinhard (1999): Zur Geschichte der Gartenbewegung im deutschsprachigen  
Raum In: Bayrische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (Hg):  
Berichte der ANL (Band 23), S. 133–143.
- Flick, Uwe (1999): Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in  
Psychologie und Sozialwissenschaften. 4. Aufl. Hamburg.
- Flick, Uwe (2011): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. 4. Aufl. Hamburg.

- Foroutan, Naika (2010): Neue Deutsche, Postmigranten und Bindungs-Identitäten. Wer gehört zum neuen Deutschland? In: Bundeszentrale für Politische Bildung (Hg): Aus Politik und Zeitgeschichte (Heft 46-47/2010), S. 9–15. Online verfügbar unter <<http://www.bpb.de/apuz/32367/neue-deutsche-postmigranten-und-bindungs-identitaeten-wer-gehört-zum-neuen-deutschland?p=all>> , zuletzt geprüft am 25.02.2016.
- Gebhard, Hans et al. (2007): Neue Kulturgeographie? Perspektiven, Potentiale und Probleme. In: Geographische Rundschau (Heft 7-8), S. 12–21.
- Google Maps (2015): Homepage. Online verfügbar unter <<https://www.google.de/maps/>>, zuletzt geprüft am 10.12.2015.
- Grote, Maik (2011): Integration von Zuwanderern: Die Assimilationstheorie von Hartmut Esser und die Multikulturalismustheorie von Seyla Benhabib im Vergleich. In: Universität Bremen (Hg): Migremus Arbeitspapiere (Band 2/2011). Bremen.
- Grüger, Christine; Schäuble, Ingegerd (2005): Das Programm "Soziale Stadt": Komplexe Aufgabenbewältigung für Klein- und Mittelstädte in Bayern. In: Sylvia Greiffenhagen und Katja Neller (Hg.): Praxis ohne Theorie? Wissenschaftliche Diskurse zum Bund-Länder-Programm „Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf - die soziale Stadt“. Wiesbaden, S. 375–492.
- Grünsteidel, Imtraud (2000): Community Gardens. Grüne Oasen in den Ghettos von New York. In: Meyer-Renschhausen und Anne Holl (Hg.): Die Wiederkehr der Gärten. Kleinlandwirtschaft im Zeitalter der Globalisierung. Innsbruck, S. 125–139.
- Halder, Severin et al. (Hg.) (2014): Wissen wuchern lassen. Ein Handbuch zum Lernen in Urbanen Gärten. Neu-Ulm.
- Hall, Stuart (1994): Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2. Hamburg.
- Han, Petrus (2010): Soziologie der Migration. 3. Aufl. Stuttgart.
- Han-Broich, Misun (2012): Ehrenamt und Integration. Die Bedeutung sozialen Engagements in der (Flüchtlings-) Sozialarbeit. Wiesbaden.
- Hans, Silke (2010): Assimilation oder Segregation. Anpassungsprozesse von Einwanderern in Deutschland. Wiesbaden.

- Held, Josef (2009): Wege der Integration in der deutschen Einwanderungsgesellschaft. In: Karin Elinor Sauer und Josef Held (Hg.): Wege der Integration in heterogenen Gesellschaften. Vergleichende Studien. Wiesbaden, S. 121–131.
- Hirseland, Katrin (2015): Flucht und Asyl: Aktuelle Zahlen und Entwicklungen. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.): Aus Politik und Zeitgeschichte (Heft 25/2015), S. 17–25.  
Online verfügbar unter  
<[http://www.bamf.de/SharedDocs/Anlagen/DE/Downloads/Infothek/Presse/2015-06-26-Hirseland-zahlen-entwicklung-asyl-apuz.pdf?\\_\\_blob=publicationFile](http://www.bamf.de/SharedDocs/Anlagen/DE/Downloads/Infothek/Presse/2015-06-26-Hirseland-zahlen-entwicklung-asyl-apuz.pdf?__blob=publicationFile)>, zuletzt geprüft am 09.11.15.
- Internationaler Garten Ditzingen e.V. (2015): Homepage. Online verfügbar unter <http://ingaditz.npage.de/>, zuletzt geprüft am 11.12.2015.
- Internationaler Garten Ditzingen e.V. (2008): Vereinssatzung. Ditzingen, unveröffentlicht.
- Käss, Susanne (2007): Die brasilianische Landlosenbewegung MST. Zwischen Chance, Chaos und Systemkritik. In: Kornrad-Adenauer-Stiftung (Hg.): Auslandsinformationen (Band 8), S. 6–30. Online verfügbar unter <[http://www.kas.de/wf/doc/kas\\_11784-544-1-30.pdf](http://www.kas.de/wf/doc/kas_11784-544-1-30.pdf)>, zuletzt geprüft am 11.03.2016.
- Klatt, Johanna (2013): „Sachen für Deutsche“? - Zur Perspektive von Migrantinnen und Migranten auf soziales Engagement und Bürgergesellschaft. In: Olaf Schnur et al. (Hg.): Migrationsort Quartier. Zwischen Segregation, Integration und Interkultur. Wiesbaden, S. 135–150.
- Kreichauf, René (2012): Kleinstadt und Zuwanderung. Zur Theorie und Empirie ethnischer Segregation in kleinen Städten. In: Technische Universität Berlin (Hg): Graue Reihe des Instituts für Stadt und Regionalplanung (Heft 41).
- Kuckartz, Udo (2010): Einführung in die computergestützte Analyse qualitativer Daten. 3. Aufl. Wiesbaden.
- Luft, Stefan (2013): Die Mischung macht's. In: Peter Schimany und von Loeffelholz, Hans Dietrich (Hg.): Beiträge zur Migrations- und Integrationsforschung. Aus Anlass des 60-jährigen Bestehens des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge. Nürnberg, S. 107–124.
- Maletzke, Gerhard (1996): Interkulturelle Kommunikation: zur Interaktion zwischen Menschen verschiedener Kulturen. Opladen.

- Martens et al. (2014): Gemeinschaftsgärten? Ja bitte - aber wie? In: Severin Halder et al. (Hg.): Wissen wuchern lassen. Ein Handbuch zum Lernen in Urbanen Gärten. Neu-Ulm.
- Mayring, Philipp (2010): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. 11. Aufl. Weinheim.
- Meier Kruker, Verena; Rauh, Jürgen (2005): Arbeitsmethoden der Humangeographie. Darmstadt.
- Meyer-Renschhausen, Elisabeth (2000): Vom Ackerbürger zur Schrebergartenkolonie. Verarmungs- und Reagrarisierungsprozesse in der Geschichte kleiner Landstädte Norddeutschlands. In: Meyer-Renschhausen und Anne Holl (Hg.): Die Wiederkehr der Gärten. Kleinlandwirtschaft im Zeitalter der Globalisierung. Innsbruck, S. 21–42.
- Meyer-Renschhausen; Holl, Anne (Hg.) (2000): Die Wiederkehr der Gärten. Kleinlandwirtschaft im Zeitalter der Globalisierung. Innsbruck.
- Müller, Christa (2002): Wurzeln schlagen in der Fremde. Die Internationalen Gärten und ihre Bedeutung für Integrationsprozesse. München.
- Müller, Christa (Hg.) (2011a): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München.
- Müller, Christa (2011b): Urban Gardening. Grüne Signaturen neuer urbaner Zivilisation. In: Christa Müller (Hg.): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München, S. 22–53.
- Opp, Karl-Dieter (2014): Methodologie der Sozialwissenschaften. Einführung in Probleme ihrer Theorienbildung und praktischen Anwendung. 7. Aufl. Wiesbaden.
- Ostrom, Elinor (2011): Was mehr wird, wenn wir teilen. Vom gesellschaftlichen Wert der Gemeingüter. München.
- Oswald, Ingrid (2007): Migrationssoziologie. Konstanz.
- Paech, Niko (2014): Befreiung vom Überfluss. Auf dem Weg in die Postwachstumsökonomie. 8. Aufl. München.
- Reuber, Paul; Pfaffenbach, Carmella (2005): Methoden der empirischen Humangeographie. Braunschweig.
- Riegel, Christine (2009): Integration – ein Schlagwort? Zum Umgang mit einem problematischen Begriff. In: Karin Elinor Sauer und Josef Held (Hg.): Wege der Integration in heterogenen Gesellschaften. Vergleichende Studien. Wiesbaden, S. 23–40.

- Schiller Glick, Nina (2014): Das transnationale Migrationsparadigma: Globale Perspektiven auf die Migrationsforschung. In: Boris Nieswand und Doris Drotbohm (Hg.): Kultur, Gesellschaft, Migration. Die reflexive Wende in der Migrationsforschung. Wiesbaden, S. 153–178.
- Schmid, Alexander (2015): Qualitatives Experteninterview zum Thema Urbane Gärten in Stuttgart, unveröffentlicht.
- Schnur, Olaf et al. (2013): Migrationsort Quartier – zwischen Segregation, Integration und Interkultur. In: Olaf Schnur et al. (Hg.): Migrationsort Quartier. Zwischen Segregation, Integration und Interkultur. Wiesbaden, S. 9–26.
- Schütz, Alfred (2003): Symbol, Wirklichkeit, Gesellschaft. In: Alfred Schütz et. al. (Hg.): Die kommunikative Ordnung der Lebenswelt. Konstanz, S. 117–220.
- Stadt Ditzingen (2013) (Hg.): Ditzingen Indikatoren und Ziele 2013. Online verfügbar unter [http://www.ditzingen.de/fileadmin/Dateien/Dateien/Daten\\_Fakten/Broschuer\\_e\\_2013.pdf](http://www.ditzingen.de/fileadmin/Dateien/Dateien/Daten_Fakten/Broschuer_e_2013.pdf), zuletzt geprüft am 20.11.2015.
- Stadt Ditzingen (2015): Homepage. Online verfügbar unter [www.ditzingen.de](http://www.ditzingen.de), zuletzt geprüft am 29.10.15.
- Stadt Stuttgart (Hg) (2016): Urbane Gärten. Richtlinie zur Förderung von Urbanen Gärten in Stuttgart. Hg. v. Amt für Stadtplanung und Stadterneuerung der Stadt Stuttgart. Online verfügbar unter <http://www.stuttgart.de/img/mdb/item/543412/102382.pdf>, zuletzt geprüft am 11.01.2016.
- Stadtacker (2016): Homepage. Online verfügbar unter <http://www.stadtacker.net/Lists/Literatur/Literatur1.aspx>, zuletzt geprüft am 28.02.2016.
- Terkessidis, Mark (2010): Interkultur. Berlin.
- Transition Network (2016): Homepage. Online verfügbar unter <https://www.transitionnetwork.org>, zuletzt geprüft am 16.01.2016.
- Verband Region Stuttgart (2016): Homepage. Online verfügbar unter <https://www.region-stuttgart.org/>, zuletzt geprüft am 17.01.2016.
- von der Haide, Ella et al. (2011): Guerilla Gardening und andere politische Gartenbewegungen. Eine globale Perspektive. In: Christa Müller (Hg.): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München, S. 266–279.

Wehrhahn, Rainer; Sandner Le Gall, Verena (2011): Bevölkerungsgeographie. Darmstadt.

Werner, Katrin (2008): Interkulturelle Gärten als Sozialräume der Mikro-Integration. Hg. v. Stiftung Interkultur. München (Skripte zu Migration und Nachhaltigkeit).  
Online verfügbar unter  
<[http://anstiftung.de/jdownloads/Skripte%20zu%20Migration%20und%20Nachhaltigkeit/Skript6\\_Mikro-Integration.pdf](http://anstiftung.de/jdownloads/Skripte%20zu%20Migration%20und%20Nachhaltigkeit/Skript6_Mikro-Integration.pdf)>, zuletzt geprüft am 06.01.2016.

West, Christina (2013): Integration zwischen Konformität, Interkulturalität, Transkulturalität? In: Olaf Schnur et a. (Hg.): Migrationsort Quartier. Zwischen Segregation, Integration und Interkultur. Wiesbaden, S. 195–225.

Zensus 2011 Zensusdatenbank (2015): Homepage. Hg. v. Statistisches Amt des Bundes und der Länder. Online verfügbar unter  
<<https://ergebnisse.zensus2011.de/#Home>>, zuletzt geprüft am 29.10.2015.

# ANLAGEN

## Anlage 1: Leitfaden GärtnerInnen

- **Vorstellung:**

Hallo, mein Name ist Miriam Totzke und ich bin eine Studentin der Uni Tübingen. Ich schreibe gerade meine Masterarbeit über die Wirkung von Interkulturellen Gärten und habe mir dafür den Garten in Ditzingen als Fallbeispiel ausgesucht. Dafür führe ich Interviews mit mehreren Teilnehmern in den Gärten. Das Gespräch dauert etwa 30-60 Minuten, vielen Dank schon einmal, dass Sie sich die Zeit dafür genommen haben. Ihr Interview wird nicht veröffentlicht. Die Daten aus allen Interviews werden anonymisiert in der Masterarbeit zusammengefasst. Ist es in Ordnung, wenn ich jetzt das Aufnahmegerät zur Aufzeichnung des Interviews einschalte?

- **Einstieg:**

- Wie lange sind Sie schon im Garten Ditzingen dabei?
- Warum machen Sie bei dem Projekt mit?

- **Offenheit des Projekts und Gleichberechtigung Aller**

- Wie ist Ihre Nationalität/Religion, wie ist ihr Arbeitsverhältnis?
- Wie haben sie von dem Garten erfahren?
- Wie würden Sie die Zusammensetzung der Menschen im Garten beschreiben?
- Inwiefern würden sie die Möglichkeit für alle sich zu beteiligen als gleichberechtigt beschreiben?

- **Soziale Netzwerke**

- Welche neuen Kontakte konnten Sie durch den Garten knüpfen?
  - Sind die Kontakte von Dauer?
  - Inwiefern ist ihre Familie in die Gartenaktivitäten eingebunden?
  - Sind die Kontakte zu Menschen unterschiedlicher Herkunft?
  - Gehend die Kontakte über den Garten hinaus?
- An welchen Veranstaltungen/regelmäßigen Treffen des Gartens nehmen Sie teil?

- **Freiwilliges Engagement**

- Wie engagieren Sie sich im Verein und in der Planung des Gartens?
- Was sind ihre Aufgaben im Garten?
- Wie regelmäßig nehmen Sie teil?

- **Sprachkenntnisse**

- Wie läuft die Kommunikation im Garten ab?
- Auf welche Weise lernen Sie/ die GärtnerInnen hier im Garten Deutsch?
- Inwiefern sich durch den Garten ihre Deutschkenntnisse verbessert?
- Wie helfen Ihnen die Sprachkenntnisse auch in anderen Bereichen weiter?
- **Informelle Lernprozesse**
  - Was haben Sie im Interkulturellen Garten von anderen GärtnerInnen gelernt?
  - Welche Pflanzen aus ihrer Heimat bauen Sie an, benutzen Sie andere Techniken als die GärtnerInnen von anderer Herkunft?
    - Haben Sie neue Pflanzenarten oder Techniken für sich entdeckt?
  - Welche Informationen tauschen Sie mit den anderen aus?
- **Souveränität**
  - Wie verändert die Arbeit im Garten Ihren Alltag?
    - Welchen persönlichen Gewinn haben Sie durch den Garten?
- **Stadt Ditzingen**
  - Wie ist ihre Einstellung zu Ditzingen?
    - Wie fühlen Sie sich hier?
  - Wie verändert sich Ditzingen durch den Garten Ihrer Meinung nach?
  - Wie ist die Sicht wie sehen andere in Ditzingen den Garten?
- **Identitätskonstruktion**
  - Welche Beziehung haben Sie zu Ihrem Heimatland?
  - Wie fühlen Sie sich in Deutschland?
    - Wie fühlen Sie sich in ihrer Nachbarschaft in Ditzingen
    - Und wie fühlen Sie sich im Garten/ welche Rolle spielt er in ihrem Leben?
    - Wie ist die Atmosphäre im Garten?
    - Wenn es Konflikte gibt, um was geht es bei diesen?
  - Welches Bild haben Sie von Menschen anderer Nationalität?
    - Auf welche Weise hat sich diese Einstellung durch die Arbeit im Garten geändert?
  - Welche Unterschiede (positiv/negativ). nehmen sie bei GärtnerInnen anderer Nationalität wahr?
  - Nehmen Sie Vorurteile im Garten wahr?
  - Haben Sie neue Gewohnheiten durch das Leben in Deutschland oder den Garten angenommen?

- **Abschluss:**

- Was würden Sie sich noch für die Zukunft des Gartens wünschen?
- Wo kommen Sie ursprünglich her/ Migrationshintergrund, wo haben Sie bereits gewohnt?
- Haben Sie noch Ergänzungen?
- Persönliche Daten: Alter, Adresse?

Vielen Dank für dieses Interview!

## Anlage 2: Leitfaden ExpertInnen

- **Vorstellung:**

Hallo, mein Name ist Miriam Totzke und ich bin eine Studentin der Uni Tübingen. Ich schreibe gerade meine Masterarbeit über die Wirkung von Interkulturellen Gärten und habe mir dafür den Garten in Ditzingen als Fallbeispiel ausgesucht. Dafür führe ich Interviews mit mehreren GärtnerInnen und mit ExpertInnen. Das Gespräch dauert etwa 30-60 Minuten, vielen Dank schon einmal, dass Sie sich die Zeit dafür genommen haben. Sind sie damit einverstanden, wenn ich Ausschnitte des Interviews mit Ihnen und Ihren Namen in der Masterarbeit verwende? Ist es in Ordnung, wenn ich jetzt das Aufnahmegerät zur Aufzeichnung des Interviews einschalte?

- **Einstieg:**

- Was sind ihre Aufgaben im Interkulturellen Garten?
- Was, würden Sie sagen, ist der Hauptzweck des Gartens?
  - Aus welchen Gründen wurde der Garten gegründet?
- Wie ist die Entwicklung solcher IGs in den letzten Jahren zu beurteilen?

- **Stadt Ditzingen und Integration**

- Wie unterstützen die Kommunen/der Bund das Projekt?
  - Wo gibt es von dieser Seite Probleme?  
Wie kann es gelingen, noch mehr solcher Projekte ins Leben zu rufen, bzw. diese erfolgreich zu machen?
- Wie verliefen die Anfänge des Projekts/die Vereinsgründung?
- Beschreiben Sie bitte Ditzingen hinsichtlich der Migrantensituation.
  - Welche sozialen Probleme gibt es in Ditzingen?
  - Welche Konflikte gibt es in dem Garten selbst?
- Wie hat sich Ditzingen durch den Garten verändert?
  - Inwiefern ist der Interkulturelle Garten ein Gewinn für Ditzingen?
- Wie ist die Sicht von außen auf den Garten?

- **Offenheit des Projekts und Gleichberechtigung Aller**

- Wie kommen die GärtnerInnen in Kontakt mit den Gärten?
- Wer darf im Garten mitmachen?
- Welche Herkunft haben die GärtnerInnen, welches Geschlecht, welchen Aufenthaltsstatus, welche soziale Stellung?

- **Freiwilliges Engagement**

- Welche Rolle spielt freiwilliges Engagement im Garten?
- Wo sehen sie hier Probleme?

- **Soziale Netzwerke**
  - Wie fördern die Gärten soziale Netzwerke zwischen MigrantInnen und Nicht-MigrantInnen?
  - Wie ausgeprägt ist der Kontakt der GärtnerInnen untereinander?
  - Findet auch außerhalb des Projekts Kontakt statt?
- **Identitätskonstruktion**
  - Können Sie eine Veränderung in der Sichtweise auf Deutschland und die Herkunftsländer der GärtnerInnen erkennen?
  - Inwiefern werden Vorurteile abgebaut?
  - Wie ändert sich die Sichtweise der GärtnerInnen durch die Mitarbeit im Verein?
- **Souveränität**
  - Warum trägt der Garten dazu bei, dass die GärtnerInnen ihr Leben selbstbestimmter führen können?
- **Sprachkenntnisse**
  - Bietet der Garten auch Sprachkurse an?
  - Wie verbessern sich die Sprachkenntnisse der MigrantInnen?
  - Wie helfen ihnen die Sprachkenntnisse in anderen Bereichen weiter?
- **Informelle Lernprozesse**
  - Was lernen die GärtnerInnen im Garten?
  - Inwiefern geben die GärtnerInnen Wissen und Pflanzen weiter?
- **Abschluss**
  - Welche Probleme gibt es im Garten?
    - Was könnte man besser machen?
  - Welche Entwicklung sehen Sie für die Zukunft der IGs?
    - Was wünschen Sie sich in dieser Hinsicht?
  - Haben Sie noch Anregungen?

Vielen Dank für dieses Interview!

Persönliche Daten: Alter, Adresse, Funktion?

Fragen nach weiteren Informationen (Personen, Ämtern etc.)

### Anlage 3: CD

1. Interviewtranskripte GärtnerInnen und ExpertInnen
2. Liste der Interkulturellen Gärten in Deutschland
3. Tabelle Definitionen, Ankerbeispiele und Codierregeln der Inhaltsanalyse

# **EIDESSTATTLICHE ERKLÄRUNG**

Hiermit versichere ich, Miriam Totzke, dass ich diese Masterarbeit selbstständig verfasst keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt habe, alle Ausführungen, die anderen Schriften wörtlich oder sinngemäß entnommen wurden, kenntlich gemacht sind und die Arbeit in gleicher oder ähnlicher Fassung noch nicht Bestandteil einer Studien- oder Prüfungsleistung war.

Miriam Totzke,

Tübingen, den 21.05.2018